

**Reader zum 12. Sorak-Symposium „Wende und Wandel:  
Die Deutsche Literatur und Kultur im Prozess der  
Wiedervereinigung“**

**Literatur**

Krauss, Hannes, *Literatur-Wende-Literatur*, in: *Der Deutschunterricht*, Heft 4 (1999), S. 37-45.

Meyer-Gosau, Frauke, *Ost-West-Schmerz. Beobachtungen zu einer sich wandelnden Gemütslage*, in: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): *DDR-Literatur der neunziger Jahre*, Text und Kritik Sonderband, München, 2000, S. 5-12.

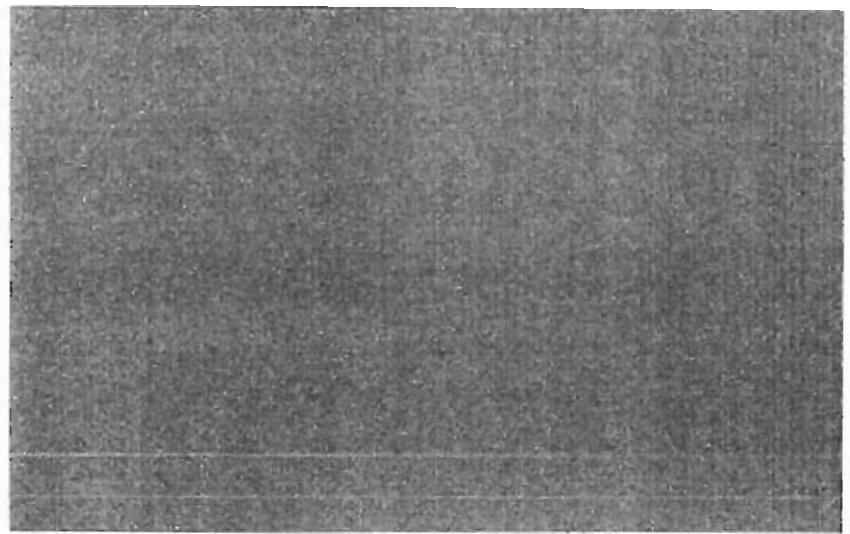
Peitsch, Helmut, „*Vereinigungsfolgen*“. *Strategien zur Delegitimierung von Engagement in Literatur und Literaturwissenschaft der neunziger Jahre*, in: *Weimarer Beiträge*, Heft 3 (2001), S. 325-351.

Wehdeking, Volker, *Ungleichzeitigkeiten. Mentalitätswandel in der deutschen Literatur zur Einheit (1989-1999)*, in: *Wirkendes Wort*, Heft 3 (1999), S. 418-430.

H 6553 F

Fach-Zeitschrift bei  
Friedrich in Velber  
in Zusammenarbeit  
mit Klett

Jg. LI  
Heft 4  
August '99  
Bestell-Nr. 20088



# DER **DEUTSCH** UNTERRICHT

begründet von Robert Ulshöfer

VEREINIGT MIT **Diskussion Deutsch**

**4/99**

**GEGENWARTSLITERATUR**

**AUS DEM INHALT:**

**PLÄDOYER FÜR DAS EXPERIMENT:  
DEUTSCHUNTERRICHT UND GEGENWARTSLITERATUR**

**LITERATUR DER NEUNZIGER JAHRE:  
LYRIK, DRAMA, LITERATUR VON FRAUEN,  
LITERATUR DER WENDEZEIT**

**ANREGUNGEN FÜR DEN UNTERRICHT:  
MARCEL BEYER: „FLUGHUNDE“  
BERNHARD SCHLINK: „DER VORLESER“  
ROBERT SCHNEIDER: „SCHLAFES BRUDER“**

# DER DEUTSCH UNTERRICHT

VEREINIGT MIT Diskussion Deutsch

Beiträge zu seiner Praxis  
und wissenschaftlichen  
Grundlegung

In neuer Folge herausgegeben vom Friedrich Verlag in Zusammenarbeit mit Klett und in Verbindung mit KLAUS-MICHAEL BOGDAL, EVA NEULAND, HELMUT SCHEUER, PETER SCHLOBINSKI

4/1999  
**GEGENWARTS-  
LITERATUR**

Hrsg.: CLEMENS KAMMLER

## Inhalt

CLEMENS KAMMLER

- 3 Plädoyer für das Experiment  
Deutschunterricht und  
Gegenwartsliteratur

MICHAEL HOFMANN

- 9 Rosa Riese, guter König  
Dramatische Texte der neunziger  
Jahre

HERMANN KORTE

- 21 Ein neues Jahrzehnt des Gedichts?  
Deutschsprachige Lyrik der neun-  
ziger Jahre

HANNES KRAUSS

- 37 Literatur – Wende – Literatur

MARIA KUBLITZ-KRAMER

- 46 Literatur von Frauen der neunziger  
Jahre

PETER BEKES

- 59 „Ab diesem Punkt spricht niemand  
mehr“  
Aspekte der Interpretation von  
Marcel Beyers Roman „Flughunde“  
im Unterricht

JULIANE KÖSTER

- 70 Bernhard Schlink: „Der Vorleser“  
(1995) – Eine Interpretation für die  
Schule

ANGELIKA STEETS

- 82 Robert Schneiders „Schlafes  
Bruder“. Anregungen für eine  
Unterrichtssequenz

KLAUS DREBES

- 91 Mordende Frauen – auch in der  
Schule? Ingrid Noll im Unterricht

## FORUM

CLEMENS KAMMLER/  
MATTHIAS KRALLMANN

- 99 „Ich wollte niemandem ähnlich  
sein ...“. Hans-Ulrich Treichels Er-  
zählung „Der Verlorene“ als Bei-  
trag zur inneren Geschichtsschrei-  
bung der Nachkriegsgeneration

VOLKER SURMANN

- 102 „William Shakespeares Romeo +  
Julia“. Postmoderne Kritik in Baz  
Luhrmanns „Romeo und Julia“-  
Verfilmung als Thema in Deutsch-  
unterricht

CARSTEN GANSEL

- 107 „Doch die Oberfläche der Dinge ist  
unerschöpflich“. Zum Verhältnis  
von Kinder- und Jugendliteratur in  
den 90ern

## Literatur – Wende – Literatur

### Definitionsversuche

Demnächst jährt sich zum zehnten Mal, was als „die Wende“ bezeichnet wird. Die Unschärfe des Begriffs wächst mit dem zeitlichen Abstand zu den Ereignissen, die zu benennen er vorgibt. Wie aber soll man sonst sagen zu dem, was im Spätsommer und Herbst 1989 die DDR aufgewirbelt, durchgeschüttelt und schließlich von der Landkarte gewischt hat? Revolution, Vereinigung, Wiedervereinigung? Keiner dieser Termini fasst, dass damals in wenigen Wochen ein Staat sich auflöste, dass die Lebensplanungen und -lügen von Millionen Menschen umgestoßen, dass Opfer- und Täterrollen zur Unkenntlichkeit vermischt und renommierte Gesellschaftstheorien über Nacht zur Makulatur wurden. Der Unübersichtlichkeit der Sachverhalte mag zuzuschreiben sein, dass sie fortwährend neue Literatur hervorbringen: über das Ende der DDR und ihre mentalen Rekonstruktionsversuche, über deutsch-deutsche Verhältnisse einst und jetzt, über persönliche Kränkungen, Verletzungen und Befreiungen.

Der Wenderoman, den die Literaturkritik immer wieder einfordert, ist allerdings nicht darunter und ich denke, das ist normal. Im Schlagschatten historischer Ereignisse entsteht selten große, dauerhafte Literatur. Wohl aber eine Vielzahl literarischer Äußerungen derer, die sich als Sprachrohr neuer oder als Hüter alter Verhältnisse verstehen – oder einfach nur ihre Verzweiflung, Hoffnung und Ratlosigkeit in Worte fassen wollen. Dass die Wende diesbezüglich besonders literaturträchtig ist, hängt mit der Tatsache zusammen, dass kaum ein Berufsstand in seinem Selbstverständnis von den Umwälzungen härter getroffen wurde als die DDR-SchriftstellerInnen. Selbst hauptamtliche Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit durften wenigstens auf die professionelle Wertschätzung ihrer westlichen Fachkollegen rechnen. Den AutorInnen aber kamen nicht nur ihre Gegenstände, Stoffe und Leser abhanden; auch das, wofür sie einst gelobt worden waren – unerschrockene inhaltliche Dissidenz – wurde ihnen nachträglich als Provinzialität und Opportunismus ausgelegt. Innerhalb kürzester Zeit änderten sich nicht nur ihre Arbeits- und Lebensbedingungen, sondern auch ihre gesellschaftliche Funktion.

Nirgendwo hatte sich die Literatur erfolgreicher gegen die elektronischen Medien behaupten können als im künstlichen Klima des DDR-Kulturbetriebs. Zwar hatten die literarisch versiertesten DDR-AutorInnen den – im antifaschistischen Gründungsmythos wurzelnden – Konsens mit der Politik schon lange aufgekündigt. Aber auch als sie mit ihren Texten als Ersatz für eine fehlende publizistische Öffentlichkeit fungierten, bildeten die Inhalte, die Botschaft der Wörter, den Kern ihres schriftstellerischen Selbstverständnisses. Nachdem sich diese Strukturen fast ohne Vorwarnung aufgelöst hatten und in jenen bis heute anhaltenden Zwischenzustand übergegangen waren, der mal „neue Bundesländer“, mal „Beitrittsgebiet“ genannt wird, waren die Irritationen naturgemäß groß, die Anlässe für literarische Selbstverständigung umso zahlreicher.

## **Wende-Literatur?**

Die ursprüngliche Idee, einen vollständigen Überblick über die Wendeliteratur oder auch nur über die wichtigsten Prosatexte zur deutschen Vereinigung zusammenzustellen, erwies sich als größenvahnsinnig. Zu vielfältig und zu unübersichtlich ist, was deutsche Schriftstellerinnen und Schriftsteller aus diesem Thema gemacht, zu diesem Thema geschrieben haben. Meine persönliche – natürlich unvollständige – Literaturliste umfasst weit über 100 Titel und fast täglich kommt Neues dazu. Es wäre wohl auch absurd, einen Prozess bilanzieren zu wollen, der noch lange nicht abgeschlossen ist. Als Ausweg aus der sich einstellenden Ratlosigkeit bot sich die Kategorisierung oder Systematisierung an. Sie mag verstanden werden als Versuch, ein paar Schneisen ins unübersichtliche Textmaterial zu schlagen und einige typische Varianten herauszupräpieren, um damit eine Art Musterkoffer der Wendeliteratur zu bestücken. Seine Inhalte sollen im Folgenden präsentiert, einige Stücke, die sich meines Erachtens für eine exemplarische Befassung mit dem Thema besonders eignen, etwas ausführlicher vorgeführt werden.

Meine Ordnungs-Kategorien sind teils inhaltlich, teils formal. Provisorisch kann man sie als Schreibhaltungen definieren, die sich in unterschiedlichen Genres realisieren. Ich denke, dass sie auch in ihrer exemplarischen Willkür zur Orientierung taugen. Nicht willkürlich ist die weitgehende Beschränkung auf östliche Beispiele. Das hängt mit der Tatsache zusammen, dass die unter dem Etikett ‚Wende‘ gebündelten Veränderungen und Umbrüche vorwiegend in Ostdeutschland passierten. Bekanntlich geriet nach dem Abflauen gesamtdeutscher Euphorien die Vereinigung zum Fortbestehen einer geographisch und demographisch veränderten Bundesrepublik; mit Ausnahme einiger Sportarten sind deutsch-deutsche Beziehungen in allen Lebensbereichen von einem West-Ost-Machtgefälle geprägt. Während im Osten die Folgen der Wende in jeder individuellen Biographie präsent sind (positiv als Wegfall von politischem Druck, negativ als ungesicherte Existenz oder Arbeitslosigkeit), blieben sie im Westen in der Regel finanzieller Art (Solidaritätszuschlag, Steuerausfälle durch Abschreibungsmöglichkeiten).

## **Schreib-Muster**

### **Westblicke**

Günter Grass' ehrgeiziges Projekt, im Roman „Ein weites Feld“<sup>1</sup> Marksteine der jüngeren Geschichte literarisch nachzuzeichnen, mag politisch nützliche Provokationen befördert haben; als Roman scheint es mir zu sehr mit Figuren und Themen überfrachtet und deshalb auf anachronistische Weise misslungen. Dann gibt's da noch Friedrich Christian Delius' Versuche einer literarischen Empathie in DDR-Verhältnisse vor und nach der Wende („Die Birnen von Ribbeck“, „Der Spaziergang von Rostock nach Syrakus“), die sich wohltuend von der Stellvertreter-Betroffenheit mancher westdeutscher Gedichte unterscheiden, Uwe Timms witzigen Bilderbogen „Johannisnacht“, der mit viel Ironie das Chaos der Einheit zeichnet und eine Reihe von Büchern, in denen wie bei Jakob Arjouni („Magic Hoffmann“), Thomas Hettche („NOX“) oder Peter Zeindler („Feuerprobe“) die historischen Ereignisse bloß Hintergrund oder ein austauschbarer Plot sind.

<sup>1</sup> Vollständige bibliographische Angaben zu allen im Text erwähnten Titeln im anhängenden Literaturverzeichnis.

## **Veröffentlichte Privatheit**

Die Zahl mehr oder weniger literarisierte Tagebücher, die seit 1990 veröffentlicht wurden, ist riesig. Sie reicht von *Sigrid Damms* „Diese Einsamkeit ohne Überfluß“ über *Sarah Kirsch* „Das simple Leben“ bis zu *Adolf Endlers* „Sudelblättern“. Manch Originelles und Spannendes findet sich da; letztlich überwiegen aber Bekenntnisse, in denen sich Verletzungen, Inferioritätsängste oder Trotz widerspiegeln. Was für die VerfasserInnen existenziell gewesen sein mag, befriedigt als Literatur allenfalls voyeuristische Interessen. Die Privatheit der meisten Texte wird durch ihre Vervielfältigung nicht aufgehoben. Sie sind – wie *Jürgen Fuchs*’ vorgeblicher Roman „Magdalena“ – eher von politischem als literarischem Nutzen.

## **Lang her? – Weit weg!**

Beliebt ist der geographisch distanzierte Rückblick auf vergangene heimische Verhältnisse. *Angela Krauß* („Die Überfliegerin“) hat dies als Einfall für eine Erzählung genutzt<sup>2</sup>, *Adolf Endler* tagebuchartig „Momente einer USA-Reise“ notiert. Erstaunlich, wie oft Endler unterwegs das Alte wiederfindet; fast könnte man meinen, die DDR habe sich von den USA vor allem durch liberalere Rauch-Gewohnheiten unterschieden.

Dass neue Reiseziele nicht vor alten Schreib-Fehlern schützen, demonstriert *Kerstin Jentzsch* („Seit die Götter ratlos sind“, „Ankunft der Pandora“). Ihre Geschichten von einer jungen Frau, die nach Dissidenzerfahrungen in der untergehenden DDR vor enttäuschten Hoffnungen und anderen Zumutungen der deutschen Einheit nach Kreta flieht, entpuppen sich als Kolportage der schlimmeren Art. Ansichten des gelobten (Griechen-) Landes, Angeleenes über antike Traditionen des Matriarchats, Klischees über ‚Ossis‘ und ‚Wessis‘ und andere Vorurteile werden mit Sex and Crime zu einem Prosa-Brei zusammengerührt, der sich von Simmel unter anderem durch Biederkeit und unfreiwillige Komik unterscheidet. Besonders lästig ist das aus realsozialistischen Schreibtraditionen übernommene Prinzip, Romanfiguren seitenlang über Zeitfragen räsonieren zu lassen.

## **Sehnsucht, Trauer, unnennbarer Schmerz**

Unter dieser Rubrik seien Texte unterschiedlichster Art und Tendenz zusammengefasst: Die zornige Nostalgie *Hermann Kants* („Kormoran“), der seine Eloquenz nicht länger zur wortreichen Vernebelung eigener Standpunkte missbraucht, sondern den Klartext des Gekränkten spricht. *Helga Königsdorfs* einfühlsame Auseinandersetzung mit dem Schicksal abgewickelter Intellektueller („Im Schatten des Regenbogens“), die durch Authentizität beeindruckt und zugleich durch eine altmodisch-betuliche Inhaltsorientierung irritiert. Oder *Wolfgang Hilbigs* Erzählungen von der Rückkehr in die sächsische Heimat („Grünes grünes Grab“), die eine merkwürdige Melancholie verströmen; Trauer beinahe – nicht über Verlorenes, aber über das nicht Gewordene.

## **Nie mehr schreiben?**

Im krassen Kontrast zur Euphorie des Novembers 1989 stehen die Zweifel über die Zukunft des eigenen Berufs, die viele AutorInnen kurze Zeit später artikulieren. „Und unverständlich wird mein ganzer Text“<sup>3</sup>, resümiert *Volker Braun* – selbstbewusst rekurrend auf das Vorbild Hölderlin. Pathetisch-trotzig meint *Helga Königsdorf*: „Nach diesem

2 Vgl. den Beitrag von Maria Kublitz-Kramer in diesem Heft.

3 Braun, Volker: Das Eigentum; in: V. B.: Die Zickzackbrücke, Halle: Mitteldeutscher Verlag, 1992, S. 84; das Gedicht ist in diesem DU-Hcft auf Seite 25 abgedruckt.

Jahr werden Gedichte unmöglich sein. Nach diesem Jahr wird es keine Liebe und keine Revolution mehr geben. Wenn ich könnte, würde ich den Frühling verbieten.“<sup>4</sup>

Am differenziertesten entfaltet *Christa Wolf* das Problem. Ihre mehr oder weniger fragmentarischen Skizzen aus den Jahren 1990 bis 1994 („Auf dem Weg nach Tabou“) gruppieren sich zum Arbeitsjournal einer Schriftstellerin, der die Basis ihrer in vierzig Jahren gewachsenen Poetik abhanden gekommen ist. Das Buch führt noch einmal die Qualitäten eines eingreifenden, auf rationalen Lösungen beharrenden Schreibens vor – und seine Grenzen. Mit dieser von den Gegnern als ‚Gesinnungsästhetik‘ diffamierten Schreibweise wird gewissermaßen die eigene ‚Abwicklung‘ reflektiert. Neben kämpferischer Auseinandersetzung mit neudeutscher Selbstgerechtigkeit stehen Momentaufnahmen der Umbrüche im eigenen Teilstaat: Tagebuchnotizen, Briefe und zornige Reden, literatur- und kulturwissenschaftliche Studien dokumentieren das hartnäckige Festhalten an der altmodischen Idee, Sprache tauge zur Wahrheits- und Sinnsuche. Die Autorin selbst zweifelt zeitweise an den Gewissheiten der Literatur. Obwohl sie nach wie vor ihre Sprache beherrscht, ist Erzählen nicht mehr bzw. noch nicht wieder möglich. Sie resigniert zwar nicht, besteht allerdings für sich darauf, dass aliterarische Texte in Deutschland zur Zeit nötiger seien als kunstvoll ziselierte Prosa-Stückchen. Von Utopie ist nicht mehr die Rede, nur noch vom „Ort, den es nicht gibt“<sup>5</sup>. Und trotzdem schwingt in der Art und Weise, wie überall das nachgedacht wird, Hoffnung auf eine ungewisse Zukunft mit.

#### **,poetical correctness?“<sup>6</sup>**

Eine ganze Reihe von AutorInnen hat sich der lange unter östlichen und westlichen Ideologien verschütteten eigenen Lebensgeschichte zugewandt. Die Ergebnisse konfrontieren uns mit subjektiven Blicken auf eine Nachkriegszeit, die sich nach dem Verschwinden einschlägiger Tabus plötzlich wieder als deutsche Geschichte zu erkennen gibt.

*Kathrin Aehnlich* beispielsweise („Wenn ich groß bin, flieg ich zu den Sternen“), die vordergründig nur ein paar autobiographische Erinnerungssplitter aus dem Leipzig der sechziger Jahre zusammengetragen hat und doch – weit über die konkreten Erinnerungen hinausreichend – typische Strukturen einer deutschen Kindheit in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bloßlegt. Bewährte Ordnungsmuster geraten durcheinander: Eine Tante, die Alkoholikerin ist und in betrunkenem Zustand Nazi-Lieder singt, erscheint gleichwohl emotional-positiv; in den Erinnerungen an eine FDJ-Gruppenratswahl verschwindet der politische Anlass hinter der persönlichen Kränkung, nicht vorgeschlagen worden zu sein. Hinter austauschbaren konkreten Ereignissen kommen so zeitunabhängige Kindheitsstrukturen zum Vorschein. Ihre literarische Darstellung entspricht nicht länger den gewohnten politischen Mustern.

Noch auffälliger ist das bei *Christoph Hein* („Von allem Anfang an“). Der aus politischen Gründen verweigerte Zugang zur Oberschule und ein dadurch erzwungener Umzug ins Westberliner Internat ist in der Erinnerung weniger Benachteiligung denn Abenteuer und Sensation. Die Sonntage in der heimischen Pfarrerfamilie sind nicht durch die – durchaus nicht verschwiegene – politische Unterdrückung charakterisiert, sondern durch ein Geflecht aus kleinbürgerlicher Lebensweise und religiösen Regeln.

Hervorgehoben sei ein Roman von *Klaus Schlesinger* („Die Sache mit Radow“). Seine Hauptfigur, ein Fotograf und Grübler, der den Krieg nur noch als Kind erlebt hat und jetzt auf die Sechzig zugeht, erinnert sich – aufgestört von historischen und privaten

4 Königsdorf, Helga: 1989 oder ein Moment Schönheit, Berlin: Aufbau, 1990, S. 5.

5 Wolf, Christa: Auf dem Weg nach Tabou, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1994, S. 186.

Zäsuren im Umfeld der Wende – an das, was 1951 vor seiner Haustür passierte. Die Rekonstruktion eines Kriminalfalls aus den fünfziger Jahren liefert indes nur das Gerüst für einen Roman, der vor allem durch seine Bilder und Geschichten aus dem verrückten Nachkriegsalltag im geteilten Berlin bemerkenswert ist: Das Leben am Prenzlauer Berg – lange bevor er zur Spielwiese der intellektuellen DDR-Opposition beziehungsweise zu deren Museum wurde –, das Aufwachsen in den Abenteuerlandschaften kriegszerstörter Familien und Großstädte, der Schwarzhandel und die sozialistische Nachkriegsjustiz, Stolz, Scham und Demütigung in der Jugendclique, die schüchterne Sensation erwachender Sexualität, Bewunderung für Radrennfahrer, Max Schmeling oder den kriminellen Titelhelden Radow – all das gruppiert sich zum authentischen Bild einer Jugend in den fünfziger Jahren. Letzlich fügt sich dieses Panorama aus Momentaufnahmen, Detailerinnerungen, Assoziationen und Erinnerungsbruchstücken zusammen zur skeptischen Selbstreflexion einer Generation, die zwar dem ruhestandsfähigen Alter nahe ist, aber – wenn nicht beruflicher Erfolg sie betäubt – wenig Anlass zum selbstzufriedenen Rückblick hat. Die subjektiven Erinnerungen an die chaotischen Jahre widerständigen Aufbruchs gewinnen historische Repräsentanz, weil sie zeitgenössischen und nachgeborenen LeserInnen gleichermaßen jenen verstört-verstörenden Blick auf die deutsche Geschichte zumuten, der das Privileg und die Last jener zu sein scheint, die beide Umbrüche im Nachkriegsdeutschland – 1945 und 1989 – bei vollem Bewusstsein und von ganzem Herzen erlebt und erlitten haben. Zusätzlichen Reiz gewinnt Schlesingers Roman durch sein Spiel mit Motiven aus Klassikern der DDR-Literatur. So wird dieses Buch auch zur literarischen Bilanz einer Generation, deren eigene Adoleszenz mit der Adoleszenz des Landes, das jetzt wieder Deutschland heißt, zusammenfiel.

*Harald Gerlach* bricht in seinem Roman „Windstimmen“ andere Tabus: Zweihundert Jahre deutscher Historie werden zubereitet als schlesisch-thüringische Familiengeschichte, angereichert mit einer Prise Übersinnlichem, ein paar Sagen und Mythen aus dem Erzgebirge und einem Quäntchen Mystik. Ein Roman über Liebe, Enttäuschung, Krieg, Sehnsucht, Verlassen, Verlassen-Werden, Flucht und Verlust – und, scheinbar beiläufig, ein Plädoyer für unaufgeregte Gelassenheit. Das ist das Verdienst einer Sprache, die in einer Mischung aus handwerklicher Perfektion und souveränen Beerben literarischer Traditionen (vom schlesischen Volksmärchen, über Fleming bis Eichendorff) beim Lesen – den abgehandelten Themen zum Trotz – Behagen erzeugt. Die souveräne Synthese aus Altem und Gegenwärtigem, die es schwer macht, Nahtstellen zu identifizieren, trägt einen über weite Strecken komischen, gleichwohl seriösen Roman zu deutschen Fragen, der weder lamentiert noch agitiert. Der pflegt die Erinnerung an eine Lebensphilosophie, die den Romantikern nicht fremd und in der DDR zumindest unter Intellektuellen populär war: Langsamkeit, Genussfähigkeit, Identität? Alle Begriffe sind schief. Sicher war das keine Errungenschaft des erst zähnefletschenden, später gebissknirschenden Sozialismus. Vielleicht ein übersehenes, in den legendären Nischen gedeihendes Abfallprodukt. Hinter chaotischen Lebensläufen blitzt ein sanftes Bekenntnis zur Anarchie auf. Vergangenheit wird nicht verklärt, aber Lebensformen, die einst möglich waren, werden auch nicht widerstandslos preisgegeben.

### **Wiederholen – Durcharbeiten – Bewältigen**

Eines der wichtigsten Themen ist die Auseinandersetzung mit Unterdrückung und Unrecht. Allerdings ist es bisher nur wenigen AutorInnen gelungen, die Ebene der Enthüllung und Empörung zu verlassen und persönliche Traumata mit literarischen Mitteln zu verallgemeinern. *Hans Joachim Schädlichs* kurzer Text „Die Sache mit B“ gehört dazu.

Der Schock, den die Entdeckung einer jahrelangen Bespitzelung durch den eigenen Bruder auslöste, wird hier umgesetzt in eine nur vordergründig schlichte, lakonische Beschreibung einer Beziehung unter Brüdern. Die ästhetische (und die politische) Wirkung des Textes resultiert aus der Abwesenheit jeglicher Emotion.

Auch *Kurt Drawert* („Spiegelland“) gelingt es, mit ästhetischen Mitteln Distanz zu erlittenen Verletzungen zu schaffen. Autobiografische Bruchstücke gruppieren sich mit Zitaten aus öffentlichen Sprachmustern zu einem schwer charakterisierbaren Text: weder Essay noch eingängige Prosa – eine Mischform, die beeindruckt durch ihre assoziative Nachdenklichkeit. Das Buch berichtet von Sozialisationserfahrungen; abgespielt haben sie sich vorwiegend im Medium der Sprache und mithilfe desselben Mediums werden sie jetzt kritisch reflektiert. So ein Text wird zwangsläufig sperrig, nicht aber flach, weil seine Widersprüche weder künstlich forciert noch mangelndem Talent des Autors geschuldet sind. Dieser fast verzweifelte Versuch, über Korrumperung durch Sprache zu sprechen, gewährt – vor allem in seinen dunklen Stellen und Rissen – ganz neue Einblicke in das, was das Gewesene aus den Subjekten gemacht hat. Einst hatte der Ich-Erzähler versucht, sich der Abrichtung durch Sprach-Verweigerung zu entziehen. Jetzt konfrontiert er uns in mitunter fast mechanisch-monotonem Duktus mit den Aporien. Gegen verlogene Bilder vom Land und seinem vorgeblich heroischen Ende setzt er Worte, die in ihrer Kargheit gleichermaßen Protest gegen vollmundiges Lügen sind und – in einer Art struktureller Nachahmung – den fantasielosen Reduktionismus des ancien régime vor Augen führen. Mit seinen Ellipsen und Brüchen demonstriert Drawerts Text, dass es zwar bequem ist, das Ende der DDR als Sieg einer Seite zu verbuchen (und zu beschreiben), aber eben auch falsch. Zugleich erhellt er ohne verlogenes, fiktive Errungenschaften beschwörendes Pathos, warum nicht nur die in ihren zum Mythos erstarrten Bildern lebenden Gerontokraten von diesem Ländchen nicht loskommen, sondern auch ihre jungen Opfer. Ganz offensichtlich wurden sie mit anderswo untauglichen Wahrnehmungs- und Lebensmustern ausgestattet. Ein Monolog hat nicht den Anspruch, Ratschläge zu erteilen. Deshalb erklärt uns dieser hier keineswegs die komplizierten neudeutschen Verhältnisse, aber er führt auf bislang ungewohnte Weise die Schwierigkeiten der Vergangenheit vor Augen.

### Lachen

Eine Rarität im Umgang mit dem Wendethema ist der Humor. Bekannt sind *Thomas Brussigs* „Helden wie wir“ oder *Jens Sparschuhs* „Der Zimmerspringbrunnen“. Während sich bei Letzterem eine zurückhaltende Ironie mit der Biederkeit der Figuren aufs Glücklichste zu einer dem Gegenstand angemessenen, leisen Komik verknüpft, ist Brussigs viel gelobter Roman schriller. Offensichtlich war das Abarbeiten an alten Autoritäten anstrengender, als der Text zugibt. So klingt neben zahllosen heiteren Detailbeobachtungen aus dem Alltag der DDR immer wieder eine bierernste – spätpubertäre – Renitenz an.

*Fritz Rudolf Fries* gehört zu den weniger bekannten unter den bedeutenden DDR-Autoren – vielleicht, weil seine Bücher hohe Ansprüche an die literarische Bildung der Leser stellen. So auch sein Roman „Die Nonnen von Bratislava“, der das Personal früherer Werke aktiviert und doch ein brandaktuelles Buch über deutsch-deutsche Gegenwart ist. Hauptfiguren sind ein „abgewickelter“ Literaturwissenschaftler und ein 1547 geborener spanischer Dichter mit dem sprechenden Namen Mateo Alemán, der gleichwohl erst vierzig Jahre alt ist. In einer verwirrenden Handlung mit teilweise kolportagehaften Zügen entfacht Fries ein sprachliches und intellektuelles Feuerwerk, das berühmte Reise-Paare der Weltliteratur aufblitzen lässt, jahrhundertealte Traditionen im Umgang von Macht und Geist

zum Vorschein bringt, deutschen Alltag respektlos erhellt und nebenbei eine ganze Reihe von SchriftstellerInnen aus der verschwundenen DDR in mehr oder weniger versteckten Anspielungen präsentiert (u. a. Irmtraud Morgner, Franz Fühmann und Anna Seghers). Von den deutschen Feuilletons wurde der Roman zwiespältig aufgenommen – vielleicht, weil seine Kritik an den alten Zuständen die neuen mit einschließt. Fries ficht das zum Glück nicht an; sein Buch ist keine bittere Abrechnung, sondern eine freche Zwischenbilanz.

Ausgesprochene Kabinettstückchen sind *Thomas Rosenlöchers* Aufzeichnungen über eine – am Tag der Währungsunion angetretene – Harzreise („Die Wiederentdeckung des Gehens beim Wandern“). Was er auf den Spuren Goethes und Heines im Wald, mit wieder vereinigten Touristenmassen auf dem Brocken, mit der FAZ im Zug und während des Weltmeisterschafts-Endspiels in Goslar erlebt, das notiert er mit hintertückischem Witz und lakonischer Selbstironie, die Assoziationen an Robert Gernhardt wecken. Humor dient nicht dazu, sich vor klaren Aussagen zu drücken, sondern wird zum scharfen Aufklärungs- und Diagnoseinstrument. Heraus kommt ein Text, der lärmendes Siegertrampeln und jämmerndes Selbstmitleid gleichermaßen der Lächerlichkeit preisgibt.

### Weiterdenken

Die Fülle an Tagebüchern, Reiseberichten, Selbstzweifel-Essays und missglückten Romanen signalisiert auch: Eine dem Thema angemessene literarische Form scheint irgendwo im Grenzbereichen zwischen Fragment, Notiz und bilanzierendem Essay zu liegen. Deshalb sei abschließend verwiesen auf ein paar Sammlungen von Gelegenheitstexten, in denen renommierte Schriftsteller Denkanstöße zum Thema der deutschen Vereinigung offerieren: *Klaus Schlesingers* scharfsinnige, nie wehleidige, oft aber schmerhaft exakte Essays über die „Schwierigkeit, Westler zu werden“; *Volker Brauns* – mitunter ein bisschen sophistische – Nachdenklichkeiten über die aktuellen Zustände („Wir befinden uns soweit wohl. Wir sind erst einmal am Ende“) und nicht zuletzt *Uwe Kolbes* „Versuche, die eigene Erfahrung zu behaupten“.

Kolbes Texte aus einem Jahrzehnt summieren sich zu unsystematischen, aber komplexen Bildern aus dem Innern deutschen Geisteslebens. In bedächtigen Selbsterkundungen plagt sich hier ein Lyriker mit seinen mehr oder weniger verschütteten Erinnerungen ab, um im Rückblick das, was war, besser zu verstehen: „Das Sammelgebiet DDR ist für Philatelisten und andere Blütenleser abgeschlossen. Für den Autor fängt das Sammeln erst an.“<sup>6</sup> Zeitlich spannt sich der Bogen seiner Texte von der – in ihrer verzweifelten Ehrlichkeit auch heute noch aufstörenden – Grabrede für Franz Fühmann (1984) bis zu jenem Leipziger Vortrag von 1996 über die „Renegatetermine“ europäischer Intellektueller, der dem Band den Titel gab. Letzlich erkunden sie alle die Rolle des Intellektuellen im künstlichen Klima des Kulturbetriebs, und zwar dort, wo Kolbe sich am besten auskennt. Skizzen der eigenen Karriere – erst schwankend zwischen Opportunismus und inszenierter Dissidenz, später immer mehr ihrer selbst bewusst – formieren sich zum ungeschönten Bild vom Dichter-Beruf in einem totalitären System. Die Texte provozieren durch zweifelnde Subjektivität, bohren dort nach, wo Dissens und Konflikte unter mehrheitsfähigen Sprachregelungen zu verschwinden drohen. „Hochgradige geistige Irritation“ sei sein „bestes Erbteil“, meint er, und dieses Erbe pflegt er hartnäckig – gegen Zumutungen von ‚political correctness‘ und andere Vereinnahmungen. Er reaktiviert so eine aus der Mode gekommene Tugend intellektueller Einmischung: das Fragen, Zweifeln und Grübeln. Kolbe weiß, dass sein Beruf „am äußersten Rand dessen [steht], was als nützliche Arbeit

<sup>6</sup> Kolbe, Uwe: Renegatetermine, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1998, S. 173.

bezeichnet werden kann<sup>8</sup>. Diese Randexistenz ist Voraussetzung für eine Einmischung, deren Stärke in ihrer Illusionslosigkeit liegt. Mehrere Texte spüren der Frage nach, warum DDR-AutorInnen sich so viel länger an das Projekt Sozialismus geklammert haben als ihre KollegInnen in Polen, Ungarn und in der Tschechoslowakei. Kolbe findet eine Erklärung in der deutschen Geschichte: In schuldbewusster Abgrenzung von einer nie wirklich aufgearbeiteten kollektiven Vergangenheit haben sich auch ‚Dissidenten‘ – mehr oder weniger widersträubend – auf die Seite der ‚Antifaschisten‘ geschlagen; selbst dann noch, als letztere ihre moralischen Ansprüche nur noch für die eigene Machterhaltung funktionalisiert und im Einzelfall auch keine Bedenken hatten, anrüchiges Erbe sich anzueignen. An George Orwell erinnernd wirbt Kolbe für die Rehabilitierung der „Renegaten“; wenigstens postum sollen lange konsensfähige Denkverbote gekippt werden. In seiner Klugheit und hochmoralischen Schärfe steht dieses Denken in der Tradition Franz Fühmanns, dem nicht zufällig einige der hier publizierten Texte gelten. Beim Lesen des Buches begreift man, dass die, die politisch wenig bewegen – weil sie zu differenziert, zu feige, zu skrupulös sind –, nicht ihre einzige Stärke drangeben dürfen: die Unabhängigkeit des Fragens. Neben politischen Selbstverständigungen versammelt das Buch *Impressionen vom Prenzlauer Berg, Kindheits-Erinnerungs-Splitter, Gedanken übers Dichten, Reflexionen über das Scheitern als Existenzform des Schriftstellers, persönliche Reaktionen auf den mit den Akten ans Licht gekommenen Verrat – und einen scharfsinnigen Essay („Der Monolog als Gespräch“) über die Zusammenhänge von Rigidität, deutscher Geschichte und Aufklärung*, der sich wie eine Popularversion der „Dialektik der Aufklärung“ lesen lässt. All diese scheinbar zufälligen Themen fokussieren sich letztlich um ein Projekt: die eigene – deutsche – Geschichte anzunehmen und zu verarbeiten.

## Fazit und Ausblick

Die Wendeliteratur gibt es nicht. Es gibt Themen und psychologische Dispositionen, die im Umfeld dessen, was wir Wende nennen, an Virulenz gewannen. Und es gibt natürlich die für viele ehemalige DDR-AutorInnen existentielle Frage nach ihrer künftigen Rolle. Die Erfahrung, dass unartikulierte und unkoordinierte Handlungen wie die Massenflucht von 1989 weit reichendere gesellschaftliche Umwälzungen bewirkt hatten als die von ihnen und anderen intellektuellen Dissidenten mühsam erkämpften kleinen Veränderungen, konnte allenfalls Selbstzweifel befördern. Was also ist die Berufsperspektive, wenn man als offiziöser Sinnstifter nicht mehr gebraucht wird? Eine Zeit lang kann man vielleicht (wie *Erich Loest, „Nikolaikirche“*) die Wende als Stoff ausbeuten oder man kann in seinen Texten den Fortbestand des Verschwundenen als „Erfahrungs- und Erzählgemeinschaft“<sup>9</sup> pflegen. Eine Dauerstellung im Literaturbetrieb garantiert beides nicht.

Erfolg versprechender scheinen da jene Versuche einer literarischen Gestaltung des Neuen, die sich in Umrissen abzeichnen. In *Ingo Schulzes* Berichten aus dem Alltag der neuen Bundesländer („Simple Storys“) beispielsweise, die eine Bestandsaufnahmen ostdeutscher Bewusstseinslagen offerieren (und nebenbei wunderschön mit literarischen Interferenzen spielen). Oder in *Gert Neumanns* radikaler erzählerischer Selbstreflexion („An-

7 Ebd., S. 98.

8 Ebd., S.

9 Rutschky, Michael: Wie erst jetzt die DDR entsteht. In: Merkur 49 (1995) Nr. 558/559, S. 856.

schlag“), die im fiktiven Dialog das Problem des Weiterschreibens nach der Wende auf literarisch eindrucksvollem Niveau thematisiert.

Warten wir halt weiter. Nicht auf den Wenderoman, aber auf eine Literatur zu den deutsch-deutschen Umbrüchen, die über den Tag hinausreicht. Das soll allerdings nicht heißen, dass die hier vorgestellten Bücher unbrauchbar wären. Die meisten sind in ihrer Sensibilität einem zunehmend abgestumpften Alltagsbewusstsein weit überlegen und deshalb hervorragend geeignet, in einem gegenwartsbezogenen Deutschunterricht die Vorteile literarischer Artikulation zu nutzen.

## Literatur

- Aehnlich, Kathrin: Wenn ich groß bin, flieg ich zu den Sternen, Leipzig: Gustav Kiepenheuer, 1998.
- Arjouni, Jakob: Magic Hoffmann. Roman, Zürich: Diogenes, 1996.
- Braun, Volker: Wir befinden uns soweit wohl. Wir sind erst einmal am Ende. Äußerungen, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1998.
- Brussig, Thomas: Helden wie wir. Roman, Berlin: Volk & Welt, 1995.
- Damm, Sigrid: Diese Einsamkeit ohne Überfluß, Frankfurt a. M./Leipzig: Insel, 1995.
- Delius, Friedrich Christian: Die Birnen von Ribbeck. Erzählung, Reinbek: Rowohlt, 1991.
- ders.: Der Spaziergang von Rostock nach Syrakus. Erzählung, Reinbek: Rowohlt, 1995.
- Drawert, Kurt: Spiegelland. Ein deutscher Monolog, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1992.
- Endler, Adolf: Tarzan am Prenzlauer Berg. Sudelblätter 1981–1983, Leipzig: Reclam, 1994.
- ders.: Warnung vor Utah. Momente einer USA-Reise, Leipzig: Gustav Kiepenheuer, 1996.
- Fries, Fritz Rudolf: Die Nonnen von Bratislava. Ein Staats- und Kriminalroman, München/Zürich: Piper, 1994.
- Fuchs, Jürgen: MAGDALENA. MfS Memfisblues Stasi Die Firma VEB Horch & Gauck – ein Roman, Berlin: Rowohlt Berlin, 1998.
- Gerlach, Harald: Windstimmen. Roman, Berlin: Aufbau, 1997.
- Grass, Günter: Ein weites Feld. Roman, Göttingen: Steidl, 1995.
- Hein, Christoph: Von allem Anfang an, Berlin: Aufbau, 1997.
- Hettche, Thomas: NOX. Roman, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1990.
- Hilbig, Wolfgang: Grünes grünes Grab. Erzählungen, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1993.
- Jentzsch, Kerstin: Seit die Götter ratlos sind. Roman, Berlin: Das Neue Berlin, 1994.
- dies.: Ankunft der Pandora. Roman, Berlin: Das Neue Berlin, 1996.
- Kant, Hermann: Kormoran. Roman, Berlin: Aufbau, 1994.
- Kirsch, Sarah: Das simple Leben, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1994.
- Königsdorf, Helga: 1989 oder ein Moment Schönheit. Eine Collage aus Briefen, Gedichten, Texten, Berlin: Aufbau, 1990.
- dies.: Im Schatten des Regenbogens. Roman, Berlin: Aufbau, 1993.
- Kolbe, Uwe: Renegatetermine. 30 Versuche, die eigene Erfahrung zu behaupten, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1998.
- Krauß, Angela: Die Überfliegerin. Erzählung, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1995.
- Loest, Erich: Nikolaikirche. Roman, Leipzig: Linden, 1995.
- Neumann, Gert: Anschlag, Köln: DuMont, 1999.
- Rosenlöcher, Thomas: Die Wiederentdeckung des Gehens beim Wandern. Harzreise, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1991.
- Schädlich, Hans Joachim: Die Sache mit B. In: Kursbuch Nr. 109 (1993)
- Schlesinger, Klaus: Die Sache mit Radow. Roman, Berlin: Aufbau, 1996.
- ders.: Von der Schwierigkeit, Westler zu werden, Berlin: Aufbau, 1998.
- Schulze, Ingo: Simple Storys. Ein Roman aus der ostdeutschen Provinz, Berlin: Berlin Verlag, 1998.
- Sparschuh, Jens: Der Zimmerspringbrunnen. Ein Heimatroman, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1995.
- Timm, Uwe: Johannisnacht. Roman, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1996.
- Wolf, Christa: Auf dem Weg nach Tabou. Texte 1990–1994, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1994.
- Zeindler, Peter: Feuerprobe. Spionageroman, Zürich: Arche, 1993.

# DDR-Literatur der neunziger Jahre

Herausgegeben von  
Heinz Ludwig Arnold  
edition text + kritik

Herausgeber:  
Heinz Ludwig Arnold

Redaktion:  
Hugo Dirlbner, Hermann Korte, Frauke Meyer-Gosau, Axel Ruckaberle,  
Michael Scheffel, Michael Töteberg und Peter Waterhouse

15  
PS 325  
D 7 L 7 N  
15.2

*FRAUKE MEYER-GOSAU*

- 
- Ost-West-Schmerz.  
Beobachtungen zu einer sich wandelnden Gemütslage 5

*IRIS RADISCH*

- 
- Zwei getrennte Literaturgebiete.  
Deutsche Literatur der neunziger Jahre in Ost und West 13

*JÜRGEN KRÄTZER*

- 
- Hineingewachsen.  
Von Lust und Frust im Dreibuchstabengland 27

*BEATRIX LANGNER*

- 
- Salto postmortale.  
Sechzehn Thesen über die verspäteten Klassiker der DDR-Literatur: Christa Wolf und Volker Braun 48

*STEFFEN RICHTER*

- 
- Deutsche Schelme.  
Fritz Rudolf Fries und Dr. Alexander Retard lesen Balthasar Gracián 62

*RICHARD WAGNER*

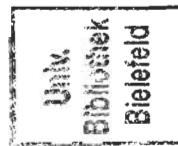
- 
- »Die Zurückgewiesene des Tages«.  
Zu den Büchern von Daniela Dahn 74

*ACHIM GEISENHANSLÜKE*

- 
- Abschied von der DDR 80

*JAN FAKTOR*

- 
- Warum aus uns nichts geworden ist.  
Betrachtungen zur Prenzlauer-Berg-Szene zehn Jahre nach dem Mauerfall 92



Preis für diesen Sonderband DM 42,- / öS 307,- / sfr 39,-

Satz: Fotosatz Schwarzenböck, Hohenlinden  
Druck und Buchbinderei: Bosch-Druck, Landshut  
Umschlagabbildung: Harald Hauswald, Ostkreuz

© edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co, München 2000  
ISSN 0935-2929  
ISBN 3-88377-642-4

Ausführliche Informationen über alle Bücher des Verlags im Internet unter:  
<http://www.etk-muenchen.de>

The next generation.  
Thomas Brüssig erzählt Erich Honeckers DDR

107

## Ost-West-Schmerz

Beobachtungen zu einer sich wandelnden Gemütslage

*HERMANN KORTE*

»Wenn ein staat ins gras beißt, singen die dichter.«

122

*THOMAS IRMER*

Der einst scharfe Cocktail ist fast verdunstet.  
Spurensuche nach einem DDR-Theater der neunziger Jahre

145

*HOLGER TESCHKE*

Ein Spielplan für das unsichtbare Theater.  
Letzte Arbeiten mit Heiner Müller

157

II

*MANFRED JÄGER*

Unsere kleine Stabilisierung.  
Über Messen, Buchhandlungen, Verlage, Zeitschriften –  
und über Leser und Autoren

163

*HOLGER BROHM*

Der Aufbau-Verlag, das »Erbe« der DDR und die neue Mitte

177

*BIRGIT DAHLKE*

»milchmädchen langer weg in die kontraposition.«  
Berliner Zeitschriften- und Verlagsprojekte der »Szene« nach 1989

188

*ROLAND BERBIG*

Preisgekrönte DDR-Literatur nach 1989/90

198

*PETER WALTHER*

Es gibt nur gute und schlechte Kritiken.  
Vom vermeintlichen Fortleben ostdeutscher Literaturkritik  
Notizen

208

216

»Sorry, war nur so ne Idee von uns!« Diesen Satz hatte kurz nach der so genannten Wende ein Witzbold auf den Sockel des Marx-Engels-Denkmales in Ost-Berlin gesprüht. Unabsichtlich oder nicht hatte er damit zugleich auch das Sozialismus-Verhältnis vieler Künstler und Intellektueller in der absterbenden DDR auf eine flapsige Formel gebracht. Mehr und mehr desillusio-niert von der ideologischen und politischen Praxis des ‚realexistierenden Sozialismus‘, hatten diese über alle Krisen seit 1953 hinweg an ihrer Vorstellung von der ‚sozialistischen Utopie‘ nur umsoträumerischer festgehal-tten. In der Wendezeit dann blieb plötzlich von dem, was sie mit ihrem ver-meintlich immer noch »besseren Land« verbunden und verbandelt hatte, in den Augen der Mehrheit der DDR-Bevölkerung »nur so ne Idee« zurück. Allerdings lag es den betroffenen Künstlern – sehr im Unterschied zu der Marx und Engels auf den Sockel geschriebenen Selbstkritik – völlig fern, dem ins Land des Mercedes-Sterns entzelnden Staatsvolk etwa wenigstens ein »Sorry« hinterherzurufen. Im Gegenteil. »Das Volk«, schmökde materialistisch gesonnen wie eh und an reformatorischen Bemühungen zur Erhaltung des Staatssozialismus auch ausweislich der ersten freien Wahlen in der Gerade-noch-DDR ganz und gar nicht interessiert, hatte in den Augen der Verfech-ter der Utopie bittere Schmähung verdient. Wie nur entrückte Eltern und Erzieher, straften nach der Wende gerade die bis dato als Fürsprecher einer Sozialismusreform geschätzten Literaten ihre Mithäger mit Liebesentzug, Anklagen und Wehmutsgesten: »Da bin ich noch: mein Land geht in den Westen./KRIEG DEN HÜTTEN FRIEDE DEN PALÄSTEN./Ich selber habe ihm den Tritt versetzt./Es wirft sich weg und seine magre Zierde./Dem Winter folgt der Sommer der Begierde./Und ich kann bleiben wo der Pfe-ffer wächst./Und unverständlich wird mein ganzer Text./Was ich niemals besaß, wird mir entrissen./Was ich nicht lebte, wird ich ewig missen./Die Hoffnung lag im Weg wie eine Falle./Mein Eigentum, jetzt habt ihrs auf der Kralle./Wann sag ich wieder mein und meine alle.«<sup>11</sup>

Wolfgang Emmerich hat, was sich in den Nach-Wende-Jahren seitens vie-ler auch im Westen namhafter DDR-Autorinnen und -Autoren an Em-pörung und Widerwillen gegen die den Sozialismus abwählende Bevölke-rungsmehrheit entlud, im Freudschen Sinne als einen *Furor melancholicus*

diagnostiziert und damit die wohl einleuchtendste Erklärung dieser auf den ersten Blick paradox motivierten Gemütsverfassung gegeben: »Von der Frau er unterscheidet die Melancholie als ‚krankhafte Disposition‘ (...), daß das verlorengegangene Liebesobjekt ‚durch eine halluzinatorische Wunschkörperlichkeit‘ festgehalten wird; anders gesagt: daß der Melancholiker den Verlust des Objekts seiner Begierde (in diesem Fall eines idealen, des utopischen Sozialismus) nicht wahrhaben will. (...) Die Folge ist nach Freud, möglicherweise, eine ‚außeroberdliche Herabsetzung des Ichgefühls‘; eine tiefe Kränkung, die sich im schlechtesten Fall in Ressentiment verwandelt. (...) Wie auf Dürers berühmtem Stich ‚Melancholia I‘ saßen sie (die Melancholiker unter den DDR-Autoren, F. M.-G.) inmitte eines Chaos von zerstreuten Dingen, deren Nutzen nicht mehr auszumachen war – enträuscht, hilflos, wissend und blicklos zugleich, nachdem sich die Welt nicht mehr mit den vertrauten Werkzeugen *more geometrico*, sprich: marxistisch, ausspielen ließ.«<sup>2</sup>

Und wie die Frösche in Ovids »Metamorphosen«, die, obwohl unter Wasser – oder, wie ein Psychologe konstatieren würde: gerade, weil sie sich unter Wasser gedrückt fühlten –, von ihrer Schmachlust nicht ablassen können, füllten diese eben noch reformbewussten Autorinnen und Autoren ihre literarischen Texte nach der Wende nun mit Schmerz, Wut und Klage: allen voran Volker Braun in seinem Drama »Iphigenie in Freiheit« (1992) und in der Satire »Der Wendehals. Eine Unterhaltung« von 1995, Helga Königsdorf in ihrem Roman »Im Schatten des Regenbogens« (1993) ebenso wie Christoph Hein im Roman »Napoleonspiel« aus demselben Jahr oder Fritz Rudolf Fries in »Die Nonnen von Bratislava« (1994) – vom apologetischen Textr-Würen eines, um das mindeste zu sagen, des Reformeifers so unverdächtigen Autors wie Hermann Kant in Romanen wie »Kormoran« (1994) und »Escape. Ein WORD-Spiel« (1995) einmal ganz abgesehen. Zu allem Unglück erwiesen diese Werke auch noch, dass der *Furore* ihrer literarischen Qualität nicht gerade zuträglich war. Die negative Aufnahme bei westlichen Rezipienten aber wurde östlichseits unter dem Eindruck einer Gesinnungsverschwörung sogleich wieder unter dem Rubrum »Zensur« verbucht – innerhalb kürzester Zeit war ein *circulus vitiosus* von Ursachen und Wirkungen entstanden, das Desaster der deutsch-deutschen Verkennungen schien in den ersten Nach-Wende-Jahren komplett. Aus westlicher Sicht hatte das Ex-DDR-Phänomen verspätet aufblühender Heimathilfe so auch bald einen despektierlichen Namen: »Ostalgie«.

Bekanntlich aber wurde die melancholierte Klage ehemaliger DDR-Autoren um einen langen »Unbekannten Verlust«<sup>3</sup> andererseits auch nicht wenig befürwort durch den »deutschen Literaturstreit«. In drei Stufen erstreckte sich von der Debatte um Christa Wolfs Erzählung »Was bleibt« (1990) über die Auseinandersetzung um die Stasi-Verquickung von DDR-Autorin-

nen und -Autoren (anfangs vorzugsweise des Prenzlauer Bergs) bis zur Aufdeckung von Stasi-Kontakten Heiner Müllers und Christa Wolfs Anfang des Jahres 1993. Diese skandalisierende Berechnung einer wie starrsinnig an ihrer Sozialismus-Idee festhaltenden Szene von Literaten, die nun über Nacht dem gesamtdeutsch gewordenen Literaturberrieb angehörten, mag sehr wohl mit dazu beigetragen haben, dass selbst Autorinnen wie Brigitte Burmeister, Angela Krauß oder Kerstin Hensel, die zu DDR-Zeiten selbst für politisch-proklamatorische Äußerungen nie zu haben gewesen waren, in ihren ersten Büchern nach der Wende ebenfalls deutlich melancholisch »ostalgische« Anwandlungen zeigten. Zwar gab es weder in Burmeisters Roman »Unter dem Namen Norma« (1994) noch in Krauß' »Überfliegerin« (1995) oder Hensels »Tanz am Kanal« (1994) explizite Beschwörungen eines ideologischen Heimerverlusts. Doch schlug das Gefühl, den bekannt geglaubten Boden unter den Füßen zu verlieren, hier unverkennbar in klischeegerierte Karikierungen des »Westens« um, etwa wenn Brigitte Burmeisters Protagonistin sich auf einer Gartenparty westdeutscher Wohlstandsbourgeoisie aufgerufen fühlt, sich selbst gegen alle Wahrheit als ehemalige Stasi-Mitarbeiterin mit entsprechender DDR-Kriminal- und Leidengeschichte zu präsentieren. Wut und Schmerz über eine von den Autorinnen zu diesem frühen Zeitpunkt offenbar noch nicht näher zu bezeichnende Lebensentbehrung ließen in ihren Romanen eine auf Geld, Karriere und Statussymbole fixierte Westgesellschaft gleichsam als Negativ-Abziehbild der verschwundenen Welt erscheinen, deren hervorstechende Kennzeichen nun Mitleidenschaftlichkeit und »Wärme« gewesen zu sein schienen. Dabei gaben alle drei sich zugleich doch, wie die Texte ebenso erkennen ließen, keiner Illusion darüber hin, welcher Provenienz die eigentliche Quelle dieser »Wärme« gewesen war. Die paradoxe Gemütslage der »ostaldischen« Melancholie stiftete in der unmittelbaren Nach-Wendezeit unter dem schockhaften Eindruck des Gesellschaftsumbruchs Allianzen, die für alle Beteiligten verwirrend gewesen sein müssen. Was da von wem und woran wirklich verloren worden war, musste sich ebenso erst noch finden, wie der Einbruch des Neuen sich mit eigener konkretter Erfahrung überhaupt erst einmal anreichern musste, bevor eine Sichtung der Verhältnisse, wie sie gewesen und geworden waren, möglich wurde.

## 2 Tarzan contra Rostzone

Die nie ohne strafenden Unterton so genannte »Ostalgie« – erzieherische Impulse regierten zu beiden Seiten der eingestürzten Mauer – traf auf ein »Besserwessitum«, auf dessen Grund in intellektuellen Kreisen nicht selten wiederum unaufgeklärte linke Vergangenheiten lagen: eine beiderseits emo-

tional heillos verstrickte Situation, die, wie man heute leicht erkennen kann, ein charakteristisches Phänomen der gesellschaftlichen, somit also auch der literarischen Übergangsphase war. Wie ein Paukenschlag in gedrückter Stille zeigte da Thomas Brüssigs 1995 erschienener Roman »Helden wir wir« mit einer grotesk überdrehten Version der DDR-Geschichte die Wende in der Wende-Literatur der Ex-DDR an. Die Zeiten der melancholischen Verharrung gingen Mitte der neunziger Jahre offenbar allmählich zu Ende, und ganz nebenbei erwies sich dabei, dass der *Status melancholicus* zum einen ganz besonders die beherrschende Gefühlslage der in den zwanziger und dreißiger Jahren geborenen Reformsozialisten darstellte. Vor allem aber wurde erkennbar, dass es sich hierbei um eine Erscheinung handelte, die auf wohl weitgehend unbewusst gebliebenen inneren Bindungen ebenso wie auf einem schlieflichen Sich-Eingekreter-Haben in und mit der DDR-Wirklichkeit beruhete – es ging um mentale Verankerungen im alltäglich Gewohnten. Wer hingegen am schlechten Alten wissenschaftlich-unwissenstlich nichts zu verlieren hatte, da mit dem »Resozialismus« (Hans Magnus Enzensberger) in jeder Hinsicht nur lose Verklammerungen bestanden, konnte unter den Bedingungen des ja nicht gerade liebenswert heranstürmenden Neuen schließlich nur gewinnen.

Dies traf neben Brüssig beispielsweise auf Adolf Endler, Alt-»Tarzan am Prenzlauer Berg«<sup>4</sup>, ebenso zu wie etwa auf Karja Lange-Müller und ihre skurilen Evokationen der »Rostzone«<sup>5</sup>. Dabei muss man den Witz ihrer nach der Wende erschienenen Bücher gewiss auch als eine gegensätzlich zur »Ostalgie« gelagerte Reaktion auf Trauer und Zorn über entrückschre Hoffnungen und gebrochene Versprechen auf die Marxsche »freie Entwicklung aller« lesen. Doch gehörten die Zustände der Hoffnung wie der Enttäuschung für diese Autoren schon lange der Vergangenheit an und hatten zu individuellen Konsequenzen bereits zu DDR-Zeiten geführt. Aus diesem Grund genau konnte ihre beißende Ironie sich denn auch gegen die tatsächlichen Verursacher der Sozialismus-Misere richten und benötigte keine vordergründigen Haumännchen und durchsichtigen Projektionsfiguren wie das in den ersten Jahren nach 1989 gängige literarische Bild vom westlichen »Kolonisator« als Raub- und Konsumritter ohne Herz und Moral.

Was schließlich den 1965 geborenen Thomas Brüssig angeht, so steht er darüber hinaus für eine Generation, die wohl noch am wenigsten vom Schmerz um ein zu Grunde gegangenes gesellschaftliches Projekt hat besetzt werden können, das der Prognose nach die Welt hätte retten sollen. Ihr Aufwachsen war von der fortschreitenden Erosion der »Arbeiter- und Bauernmacht« begleitet, ihr Erwachsenwerden gezeichnet von den immer abstruseren Gegensätzen zwischen der propagandistischen Selbstdarstellung des Staates, seinen Ritualen und der erfahrbaren gesellschaftlichen Wirklichkeit. Alltagsgewöhnung in unauflöslicher Verbindung mit der willentlichen Identifikation mit dem Gesellschaftsmodell konnte für diese Altersgruppe mehrheitlich kaum ein Faktor sein, der hernach das Gefühl eines tiefgreifenden persönlichen Verlusts hätte entstehen lassen. Während also einer wie Brüssig die ideologischen Ruinen des dematerialisierten Staatsbildes einfach – Satyr nach der Tragödie – weglaufen konnte, fußten die grimmig-witzigen, kauzigen oder eskapistischen Vexierbildervon Karja Lange-Müller oder Adolf Endler tatsächlich noch auf einer schmerzlichen biografischen Grunderfahrung mit DDR-Politik und -Gesellschaft. Sie bildet die Substanzeiner lebenslang heilsamen Lektion in, wenn man so will, »Ost-Schmerz«, die, wie sich auch bei den im Laufe der DDR-Jahre »weggegangenen« Autorinnen und Autoren zeigt, ebenso dauerhaft gegen westliche Heilsversprechen aller Art immunisiert.

### 3 Schmerz-Amalgam

Aus der von westlichen Rezipienten einst bitterböse inkriminierten »Ostalgie« ist so gut zehn Jahre nach der Wende kein tragfähiges Entstehungs- und Deutungsmuster der Nach-DDR-Literatur mehr zu gewinnen. Das Phänomen, Anfang bis Mitte der neunziger Jahre unter Autoren unterschiedlichster Provenienz noch auffällend häufig und in melancholischem Verdruss zumeist einer phantasmatischen Utopie-Idee gewidmet, hat sich mit der Zeit schlichtweg verloren. Selbst Christa Wolfs »Medea« (1996), in der noch einmal in einer heftig aufgeladenen Allegorie ein traditions- und naturverbundener »Osten« einem aalglattpverlogenen, so menschenverachtenden wie mörderischen »Westen« zum Opfer fällt, wählt am Schluss konsequent den Weg ins gesellschaftliche Nirgendwo, anders als ihre Vorgängerin »Kassandra« von keiner rettenden Zukunftsvorstellung mehr gehalten. Ganz im Gegensatz zu einem solchen Gestus der Abkehr und des Verzichts ist den jüngsten Büchern etwa von Brigitte Burmeister und Angela Krauß abzulesen, wie ein vor kurzem noch aggressiv grundiertes Material kollektiver Erinnerung sich in der Zwischenzeit gewissermaßen aufgelockert, entkämpft hat. In Burmeisters 1999 erschienenem Roman »Pollok und die Attentäterin«<sup>6</sup> sind der Zusammenbruch der DDR und die deutsch-deutsche Vereinigung zwar noch der Ausgangspunkt der Geschichte: Der jungen Ex-Studentin Ines geben beide Ereignisse hier die Möglichkeit, beruflich genau das zu tun, wozu sie sich am meisten befähigt fühlt und was ihr am meisten Spaß macht. Ihre frühere Hochschullehrerin Karenina indes stürzt durch beide Ereignisse in die Arbeitslosigkeit, sie wird aus dem gesellschaftlichen Prozess ausgekoppelt. Der Roman erzählt, unter diesem Blickwinkel betrachtet, wie die Ältere, ohne es zu beabsichtigen, den Anschluss an eine ihr fremd und feindlich entgegenstehende Lebenswelt schließlich selbst knüpft, in kleinsten Schritten und

ganz auf ihre eigene, reflektorisch-distanzierte Art. Angela Krauß wiederum, die im Hauptteil ihrer Erzählung »Sommer auf dem Eis« im Jahr 1998 den gewandelten Verhältnissen noch eine ziemlich »ostaligisch« durchwirkte Schiffs-, Besetzungs- und Kapitäns-Allegorie entgegenhielt (ein literarisches Muster mit DDR-Tradition), benutzt in ihrem ein Jahr später veröffentlichten New-York-Buch »Milliarden neuer Sterne« nun den tristen Nach-Wende-Osten Deutschlands zunächst als ironisiertes Motiv der Ich-Erzählerin, den Absprung in die Neue Welt zu suchen. »NKY« heißt, in spöttischer Gegenübersetzung zu »NY«, der Ort der Depression: »In NKY konnte jeden Augenblick etwas eintreten. Meistens handelte es sich um Vergangenheit. Es ist, als würde jemand eine Handvoll Steine in die Speichen. Man muß das Rad anhalten. Absteigen. Die Ursache des Zwischenfalls suchen. Das Weltbild korrigieren. Nachdenkliche Fortsetzung der Fahrt. Nichts wie weg!«<sup>7</sup> Natürlich treten alsbald auch im Fremden genug Spuren dessen auf, wovor die Ich-Erzählerin eigentlich fliehen wollte, doch gibt es nun ausreichend Distanz, es ohne Verwicklung anzusehen. Nach allerlei Hindernissen jedenfalls – sie findet den einzigen noch offenen Ausgang aus der U-Bahn nicht – begrüßt das Ich hier am Ende das neue Jahrtausend unter dem Feuerwerk auf der Brooklyn Bridge.

Wer angesichts solcher literarischer Lösungen nun im weiland stets gereizten »Ostragier-Ton gern »Wendehals« rufen möchte, ist hier freilich auf der falschen Spur. Weder bei Brigitte Burmeister noch bei Angela Krauß gibt es eine Aufhebung des Vergangenen, das in den Figuren als Lebenserfahrung immer anwesend ist, in einer als »besser« erfahrenen Gegenwart. Vielmehr schlagen sie sich mit beidem herum, suchen nach Integrationsmöglichkeiten für die eigene Person – das Sich-Herumschlagen (nicht mehr: Um-sich-Schlagen) macht die Erzählbewegung aus und ist zugleich selbst der Gegenstand.

Eine unaufgeregte, dabei insistente Beobachtung des Gewesenen wie des Neuen schließlich ist eines der wichtigsten Kennzeichen der letzten Texte von Ingo Schulze und Wolfgang Hilbig. Beide waren zuvor bereits mit un-sentimentalen literarischen Erforschungen der Ost-Realität von der Kritik hoch gelobt worden – der im Westen schon vor der Wende renommierte Hilbig mit dem Roman »Ich« (1993) und der 1962 geborene Debütant Schulze mit den Petersburger Geschichten »33 Augenblicke des Glücks« (1995). Dessen aus lose ineinander verhaktten Teil-Erzählungen bestehender Roman »Simple Stories«<sup>8</sup> und Wolfgang Hilbigs autobiografisch geprägter Roman »Das Provisorium«<sup>9</sup> machten Funore als Texte, die innere Zustände deutsch-deutscher Individuen in gnadenloser Genauigkeit freilegen. Die Grundlage dieser Zustände ist jeweils die Ost-Erfahrung der Figuren, sind die Verschränkungen, die das DDR-Leben in ihnen hinterlassen hat, die sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt und Verfassung buchstäblich gezeichnet haben.

Das Leben unter westlichen Bedingungen fügt den alten Verletzungen nicht nur neue hinzu, es lässt vielmehr die früheren in den neuen wieder auflieben. So bildet sich in Hilbigs und Schulzes Protagonisten ein Schmerz-Amalgam, dessen einzelne Bestandteile in ihrer Genese deutlich von einander geschieden werden, bis sie in der gesamtdeutschen Existenz der Figuren zu einem Gesamt-Schmerz, einem Schmerz-Block verschmelzen. Anklägerische Gestalten haben in der konstatirenden Erzählweise beider Autoren keinen Ort, ein idealisches Residuum, rettendes Phantasma kann es nicht geben. So ist hier alles, wie es (geworden) ist – damit versuchen die Subjekte nach Maßgabe ihrer Überlebenskraft zurechtzukommen. Das Leiden an sich selbst, aneinander und den jeweiligen Lebensbedingungen ist, davon erzählen diese Texte, gewissermaßen systemübergreifend, aber es hat seine, im jeweiligen politischen System begründete, Geschichte. Die gilt es für den Erzähler zu rekonstruieren, sichtbar zu machen: zu erhellen.

Wolfgang Hilbigs und Ingo Schulzes Romane sind besonders augenfällige Beispiele für eine gewandelte Gefühlslage, auf deren Basis der deutschen Ge-genwartsliteratur ein dringend benötigter Realitäts-schub zuwachsen könnte. Hier nämlich zeichnet sich, eine Dekade nach dem Umbruch der ost-deutschen Lebensverhältnisse und dem daraus folgenden, ebenfalls nicht gering zu schätzenden Einbruch in die gewohnte westdeutsche Saturiertheit, eine neue literarische Qualität ab, die auf einer doppelten, von westdeutschen Autoren so nicht zu imaginierenden Bruch-Erfahrung beruht. Der Riss in den Individuen, von denen hier erzählt wird, hat in den Lebensbedingungen in der DDR seinen Ursprung gehabt, ist als Prägung nicht aufhebbar und macht sie zugleich unter den so anders determinierten Funktions- und Erfahrungsbedingungen der Gesamt-BRD zu nur schwer kompatiblen Existzenzen. Die Brüche in diesen Figuren, poreniert durch das Wegbrechen ihrer Ursprungsgesellschaft, lassen unvermeidlich die Risse auch in den neu- en Welt aufscheinen, ganz so, als blicke einer auf die Oberfläche eines viel-fach gesplitteten Spiegels. So entstehen aus der besonderen historischen wie biografischen Konstellation von Autor und Figur in sich fragmentierte Bil-der von beiden deutschen Staaten, die sich im Erzählen immer wieder über einander schieben, doch ein kohärentes Ganzes weder für den imaginierten Einzelnen noch für das gesellschaftliche Ganze ergeben können: Zeit-Bilder, deren Grundlage Trennungserfahrungen sind, Ost-West-Schmerzen.

<sup>1</sup> Völker Braun: »DAS EIGENTUM«, zuerst in: »Die Zeit«, 10.8.1990. — <sup>2</sup> Wolfgang Emme-rich: »Kleine Literaturgeschichte der DDR. Erweiterte Neuausgabe«, Leipzig 1996, S. 460. Vgl. auch: ders.: »Status melancholicus. Zur Transformation der Utopie in der DDR-Litera-

tur«, in: Heinz Ludwig Arnold, Frauke Meyer-Gosau (Hg.): »Literatur in der DDR. Rückblick«, TEXT + KRITIK Sonderband, München 1991, S. 232–245. — 3 So der programmatisch melancholische Titel einer Erzählung von Marion Titze, veröffentlicht 1994 bei Rowohlt Berlin. — 4 Adolf Endler: »Tarzan am Penzlauer Berg. Sudelblätter 1981–1983«, Leipzig 1994. — 5 Katja Lange-Müller: »Verfrühte Tierliebe«, Köln 1995. — 6 Brigitte Burmeister: »Pollok und die Attentäterin«, Stuttgart 1999. — 7 Angela Krauß: »Milliarden neuer Sterne«, Frankfurt/M. 1999, S. 12. — 8 Ingo Schulze: »Simple Storys«, Berlin 1998. — 9 Wolfgang Hilbig: »Das Provisorium«, Frankfurt/M. 2000.

# WEIMARER BEITRÄGE

---

MITSCHRIFT FÜR LITERATURWISSENSCHAFT, ÄSTHETIK  
UND KULTURWISSENSCHAFTEN

## 3

---

2001

*47. Jahrgang*

Herausgegeben von *Peter Engelmann* (Wien)  
gemeinsam mit *Wendelin Schmidt-Dengler* (Wien) und *Michael Franz* (Berlin)  
Redaktion *Karla Kliche*

**Passagen Verlag**

---

Begründet von Louis Fürrberg und  
Hans-Günther Thalheim im Auftrag  
der Nationalen Forschungs- und  
Gedenksäten der klassischen  
deutschen Literatur in Weimar

Die Zeitschrift erscheint viertjährlich.  
Der Jahresabonnementpreis  
(für 4 Hefte à öS 256,-/DM 36,-)  
beträgt öS 1024,-/DM 144,-,  
Einzelheftpreis öS 294,-/DM 42,-,  
jeweils zuzüglich Versandkosten

## Inhalt

|   |   |   |   |
|---|---|---|---|
| Herausgegeben von Peter Engelmann<br>gemeinsam mit Wendelin Schmidt-<br>Dengler und Michael Franz   | Bestellungen von Abonnements oder<br>Einzelheften direkt bei jeder guten<br>Buchhandlung oder bei der österreichi-<br>schen Verlagsauslieferung des Passagen<br>Verlages: | SPRINGER Verlagsauslieferung,<br>Sachsempfatz 4-6, A-1201 Wien,<br>Telefon (01) 330 24 15-248,<br>Telefax (01) 330 24 26-62,<br>Telex 114506 spriw a. | <i>Helmut Peitsch</i> »Vereinigungsfolgen. Strategien zur Delegitimierung von<br>Engagement in Literatur und Literaturwissenschaft der neunziger Jahre ..... 325  |
| Gefördert vom Bundesministerium für<br>Bildung, Wissenschaft und Kultur und<br>vom Bundeskanzleramt der Republik<br>Österreich  |   |   | <i>Paul Peters</i> Brecht und die Stimme der Nachrichten ..... 352  |
| Verlag Passagen Verlag GmbH, Wien;<br>Walfischgasse 15/14, A-1010 Wien,<br>Telefon (01) 513 77 61,<br>Telefax (01) 512 63 27,<br>e-mail: office@passagen.at<br>e-mail: passagen@t0.or.at<br><a href="http://www.passagen.at">http://www.passagen.at</a> |   |   | <i>Heiko Christians</i> Edgar Reitz' »Die zweite Heimat« (1993) oder Epos<br>und Avantgarde ..... 374   |
|   |   |   | <i>Michael Hofmann</i> Literatur und kulturelle Differenz. Problemkon-<br>stellationen in Geschichte und Gegenwart ..... 387  |
|   |   |   | <i>Sebastian Kiefer</i> Wortmusik und mystische Erfahrung. Anmerkungen zu<br>Goethes Gedicht »Selige Sehnsucht« ..... 403   |
|   |   |   | <i>Klaus Schuhmann</i> »Die arge Spur, in der die Zeit von uns wegläuft«.<br>Begegnungen mit Kleist im letzten Jahrhundertdrittel – Christa Wolf,<br>Günter Kunert, Heiner Müller, Christoph Hein, Stefan Schnitz, Elisa-<br>beth Plessen ..... 418 |
|   |   |   | <i>Kai Hammermeister</i> Hegel, Heidegger und die Architektur ..... 433   |
|   |   |   | <i>Dieter Schade</i> »Wir waren keine ideologische, keine Parteizeitschrift.<br>Interview mit dem ehemaligen Redaktionssekretär der »Weimarer Bei-<br>träger«, Hans-Ulrich Schnuchel ..... 447  |
|   |   |   | <i>Daniel Weidner</i> Der junge Gershon Scholem. Eine Lektüre der neu<br>veröffentlichten Jugendtagesschriften und -briefe ..... 461  |
|   |   |   | <i>Stefan Willer</i> Winfried Menninghaus: Ekel. Theorie und Geschichte<br>einer starken Empfindung ..... 470   |
|   |   |   | <i>Marie Guthmüller</i> Jean-Yves & Marc Tadié: <i>Le sens de la mémoire</i> ..... 474  |
|   |   |   | <i>Matthias Uecker</i> Christian Schulte (Hg.): <i>Die Schrift an der Wand. Alex-<br/>ander Kluge. Rohstoffe und Materialien</i> ..... 478  |

## Diskussion - Rezensionen

Redaktion: Karla Kliche  
Redaktionsanschrift:  
Seydelstraße 30  
D-10117 Berlin  
Telefon (030) 20192-173  
Telefax (030) 20192-154  
Zuschriften zum Inhalt sind an die  
Redaktion, solche zum Bezug an die  
oben aufgeführte Vertriebsgesellschaft  
zu richten.

## ›Vereinigungsfolgen‹ Strategien zur Delegitimierung von Engagement in Literatur und Literaturwissenschaft der neunziger Jahre

### Wissenschaftlicher Beirat

Alexander W. Belobratow (St. Petersburg), Alexander von Bormann (Amsterdam), Marino Freschi (Rom), Willi Goetschel (New York), Anselm Haverkamp (Frankfurt/Oder, New York), Ursula Heukenkamp (Berlin), Vladimir Krynski (Montreal), Harro Müller (New York), Ritchie Robertson (Oxford), Klaus R. Scherpe (Berlin), Gerald Stieg (Asnières), Rodney Symington (Victoria), David Wellbery (Baltimore)

Wenn man Bibliographien glauben würde, wäre die Antwort auf die Frage nach dem Engagement einfach: Engagement gab es einmal, und das ist sehr, sehr lange her. Der renommierte ›Eppelsheimer/Köttelwesch‹ verzeichnet in den gesamten neunziger Jahren zwei einschlägige Aufsätze – einen über Heinrich Mann (1989), einen über Walter Benjamin (1993), auf die im Sachregister unter dem Stichwort ›Engagement‹ verwiesen wird. Aber auch demjenigen, der Literaturgeschichten glaubt, würde keine wesentlich andere Information zuteil: Die Zeittafel von Wolfgang Emmerichs *Kleiner Literaturgeschichte der DDR* gibt zwar ein anderes Datum – November 1990 –, aber scheinbar objektiv hält sie fest: »Ulrich Greiner (Die Zeit) spricht Verdict über ›Gesinnungästhetik‹« (1996, 564). Im Text wird der Angeklagte, über den der Urteilsspruch ergangen ist, einmal als »ein bestimmter Typus engagierter [...] Literatur« (466), dann schlechthin als »littérature engagée« (468) identifiziert. Wo sich Wissenschaft und Kritik so einig scheinen, kann es nicht überraschen, daß der Verleger Klaus Wagenbach auf der Leipziger Literaturkonferenz von 1998 sich von dem Thema, das ihm – wie er sagt – »aufgebrummt« worden sei, gleich wieder distanziert; im Rahmen des Symposiums über »Die Geltung der Literatur« bemerkt er zum Thema *Das Ende der engagierten Literatur?*: »Mit der Wiedervereinigung der beiden immer nochziemlich getrennten deutschen Staaten hat sich nämlich ein gemeindeutscher Ekel gegenüber der engagierten Literatur breitmacht, unter möglichst schneller Preisgabe früherer Positionen.« (Wagenbach 1998, 193) Und noch der Autor, dessen Name von Emmerichs Gewährsmännern – Karl Heinz Bohner, Frank Schirrmacher, Greiner (Emmerich 1993, 9; Emmerich 1996, 464–468) – unvermeidlich ins Spiel gebracht wird, wenn es ums obsolet gewordene Engagement geht, scheint in der Situationsbeschreibung mit seinen Gegnern übereinzustimmen: in seiner Dankrede zum Fritz-Bauer-Preis sagte Günter Grass im selben Jahr: »Natürlich weiß ich, daß dem Wort Engagement ein altmodisches, an Mottenkugeln erinnerndes Rüchlein anhängt.«

Der interessierten Konstruktion einer literarischen Situation, in der das Engagement ausgeschlossen wird, möchte ich im folgenden eine Rekonstruktion einiger Ausschlusstrategien entgegensetzen.

- Peitsch, Helmut, Prof. Dr. – University of Wales, School of European Studies, PO Box 908, Cardiff CF1 3YQ  
Peters, Paul, Prof. Dr. – McGill University, Department of German Studies, 680 Sherbrooke Street West, Suite 0486, Montreal, PQ, Canada H3A 2M7  
Christians, Heiko, Dr. – Universität zu Köln, Institut für Deutsche Sprache und Literatur, Albertus-Magnus-Platz, D-50923 Köln  
Hoffmann, Michael, Dr. habil. – Am Branderhof 83, D-52066 Aachen  
Guthmüller, Marie – Käthe-Niederkirchner-Straße 18, D-10407 Berlin  
Kiefer, Sebastian – Fidicinstraße 45, D-10965 Berlin  
Schuhmann, Klaus, Prof. Dr. – Riemannstraße 25b, D-04107 Leipzig  
Hammermeister, Kai, Prof. Dr. – The Ohio State University, Department of Germanic Languages and Literatures, 314 Cunz Hall of Languages, 1841 Millikin Road, Columbus, OH 43210-1229, USA  
Schade, Dieter, Dr. – An der Gärtnerei 11, D-39179 Ebendorf  
Schnuchel, Hans-Ulrich – Ellernweg 25, D-12487 Berlin  
Weidner, Daniel, Dr. – Brunnenstraße 39, D-10115 Berlin  
Willer, Stefan – Friedrich-Wilhelm-Platz 2, D-12161 Berlin  
Uecker, Matthias, Dr. – The Queen's University of Belfast, School of Modern Languages, Belfast BT7 1NN, Northern Ireland

Redaktionsschluss: 8. Juni 2001

In den Literaturverhältnissen der BRD lassen sich über alle Instanzen, in denen darum gestritten wird, was legitim als Literatur gelten kann, Strategien der Entlegitimierung von Engagement nachweisen. Ihre Dominanz ist von den wenigen Literarhistorikern, die sich kritisch hiermit befaßt haben, aus einem mächtigen Interesse an der Begrenzung möglicher Vereinigungserfolgen erklärt worden. Was Klaus-Michael Bogdal (1992, 60), Irene Streul (1994, 973) und Jochen Vogt (1991, 458) unter den Begriffen »Vorbeugung« (Vogt) und »Prophylaxe« (Streul) fassen, hat ein Literaturkritiker ausdrücklich als Absicht seiner Interventionen deklariert: »ohne Sentimentalität möglich verherrende Folgen politisch geistig zu begrenzen« (Bohrer 1990, 1018). Einer der führenden US-amerikanischen Experten für BRD-Literatur, Keith Bullivant, hatte auf einer Tagung zur Literatur der achtziger Jahre in Rostock, wenige Tage vor der Währungsunion, die Prognose gewagt, daß die Vereinigung zu einer Stärkung der engagierten, gesellschaftskritischen Literatur der Bundesrepublik führen werde (das Gegenteil prophezeite, gestützt auf Günter de Bruyns und Christoph Heins Absagen an »their role as spokesmen for the people«, Hartmut Steinecke [1993, 201] nur wenig später im Londoner Institute for Germanic Studies); vier Jahre später, am Ende von Bullivants Buch *The Future of German Literature*, war daraus folgende Befürchtung geworden: »that the conditions for the success of the New Conservative Revolution are favourable to its proponents in the enlarged new Germany« (Bullivant 1994, 197). Es scheint mir deshalb nötig, nicht nur die eingestandene Funktion der Ausgrenzung von Engagement zu bestimmen, sondern auch die entlegitimierenden Strategien. Ich werde Belegmaterial aus verschiedenen Instanzen der Literaturverhältnisse heranziehen, ohne damit zu beanspruchen, deren jeweils spezifischen Beitrag zur Delegitimierung von Engagement erschöpfend zu charakterisieren.

Die erste Strategie läßt sich am durchschlagenden Erfolg des Schlagworts Gesinnungssästhetik zeigen. In seinem Gebrauch vereinen sich Kritiker, Wissenschaftler und Autoren, als ob sie damit jene von Marcel Reich-Ranicki als Besonderheit der neunziger Jahre gepriesene »Zusammenarbeit« (*FAZ*, 11.11.1995) beweisen wollten. Dabei ist die Vorgeschichte von Greiners »Verdikt« geeignet, eine Strategie in Frage zu stellen, die darin besteht, das Konzept des Engagements auf Schlagworte zu bringen, die es dem Nicht-Literarischen zuweisen. Das Schlagwort Gesinnungssästhetik war schon 1978 in Umlauf gebracht worden, allerdings in einem positiven Sinn und als Gegenbegriff zu Engagement, das als Verantwortungssästhetik negativ gekennzeichnet wurde. So rezensierte 1978 Wolf Lepenies im *Merkur* das Jünger-Buch des Herausgebers, indem er sich dessen Weber-Anwendung zu eigen mache. Der positiv geprägte Begriff Gesinnungssästhetik wurde 1990 negativ umgewertet, weil die Nation an die Stelle der Gesellschaft als Instanz der – in der Weberschen Opposition notwen-

dig mitgedachten – Verantwortung treten sollte. Lehnte Bohrer 1978 das »Verantwortungsdenken« (Bohrer 1978, 115) des Engagements ab, das automatische Kunst verhindere, und ließ seinen Helden als jemanden feiern, dem Ästhetik Gesinnung sei, ohne daß Folgen zu verantworten seien, so programmierte das negative Schlagwort Gesinnungssästhetik 1990 eine Verantwortungssästhetik, die literarische Autonomie und nationale Identität identifizierte; weiterhin jedoch wurden BRD-Autoren als engagiert kritisiert: »Sie alle schreiben seit Jahrzehnten moralisch-politisch engagierte Romane, deren Funktion vor allem in einer ganz bestimmten, metaphorisch zwar verstellten, aber immer sofort erkennbaren Form der säkularisierten Erbauung liegt.« (115)

Bohrers terminologische Wende verweist auf zweierlei. Erstens: Gerade weil das entlegitimierende Pseudo-Synonym Gesinnungssästhetik nur dadurch definiert ist, daß es eine Reihe von weiteren, auf den Autor zielenden mit sich führt: Gutmensch, Besserwisser, Prediger (*Freitag*, 24.4.1998), macht es effektiv klar, daß Literatur Literatur und Engagement außerliterarisch ist, nämlich Moral, Pädagogik, Religion. Zweitens: Die Trennung von Literatur und Politik geschieht de facto unvermeidlich als Vermischung; zwar suggeriert das Schlagwort erfolgreich, daß es eine Autonomie der Literatur gäbe oder – mit Bogdal (1992, 60) und Stephen Brockmann (1993, 74) – einen Diskurs außerhalb der Macht, aber das spezifisch Literarische erweist sich als nur durch Rückgriff auf anderes beschreibbar. Nicht nur bei Bohrer ist es die Nation, dem Kritiker Gustav Seibt ist die Koppelung von Ästhetik und Wiedergewinnen der deutschen Tradition genauso selbstverständlich; seine Diagnose eines »Funktionswandels vom moralischen Stellvertreterum zur artistischen Wiederanknüpfung an die deutsche Geschichte« (*FAZ*, 7.10.1995) ist Programm.

Greiners – sich auf Bohrers Autorität berufendes – »Verdikt« enthielt in der Gleichsetzung von Gesinnungssästhetik und engagierter BRD- und DDR-Literatur eine Reihe von Synonymen, zu denen sich zahlreiche Parallelen anführen lassen: »Verbindung von Idealismus und Oberlehrertum« »Moral« als »Verpflichtung auf einen Auftrag« (Anz 1995, 213 f.); sein Vorwurf an die Gesinnungssästhetik: »Sie läßt der Kunst nicht ihr Eigenes«, beruht auf einem leeren Literaturbegriff, dem jedes Thema zum Außerliterarischen wird: »zulau sehr waren die Schriftsteller in beiden deutschen Hälften mit außerliterarischen Themen beauftragt, mit dem Kampf gegen Restauration, Faschismus, Klerikalismus, Stalinismus etcetera« (213 f.), weshalb »keine gute Literatur dabei herauskam« (215).

Die Absage an Moral, Pädagogik und Religion zugunsten einer Autonomie, die national besetzt ist, zeigt der bemüht-flapsige Vergleich, den Hanns-Josef Ortheil zur Polemik gegen das Engagement benutzt: Er nennt Sartre einen »Westentaschen-Colombo der Weltgeschichte« (*Wien! Literatur* 1992, 104). Ortheils Polemik stellt eine Beziehung her zwischen dem Vorwurf des »Verrat der Intellektuellen an ihrem von jeher unideologischen Auftrag« (104) und

einer Funktionsbestimmung der gewünschten Autonomie des Literarischen: Der engagierten Literatur wird im Kern vorgeworfen, durch ihre Orientierung an gesellschaftlichen Problemen nationale Identität »tabuisiert« zu haben, so daß »die halbierte Identität der Deutschen weder im Westen noch im Osten [...] zeugungsfähig wäre« (104 f.). Der autonome Autor Orthel imaginiert sich selbst in eine nationale Kontinuität mit Ernst Jünger als Großvater und Enzensberger als Vater, zugleich wird im Verrat-Vorwurf aber auch deutlich, daß die Abgrenzung von der Moral Schein ist.

Die im Topos vom Engagement als Verrat an der Literatur implizierte Moral bestimmte die Selbstverständigung der Schriftstellerorganisationen. Der häufige Rückgriff auf Julian Benda, um im Engagement den Verrat der Intellektuellen zu endarbeiten, unterstreicht die Selbstdverpflichtung auf eine vermeintlich universale Moral (Lepenies 1993, 143). Der spätere literarische Mitarbeiter der Gauck-Behörde Joachim Walther plädierte auf dem ersten gesamtdeutschen Kongress des VS 1991 in Travemünde für eine programatische Fixierung »ethischer Grundwerte der Literatur und der Literaten« (*Komm!* 1992, 71); unterstützt wurde der Vorschlag »gewisse[n] moralisch[e]r Standards« (143) unter anderem von dem ehemaligen DKP-Mitglied Erasmus Schöfer, der sich gegenüber Yakk Karsunki und Ulrich Schacht öffentlich »schämte«, indem er deren »moralische Unbestechlichkeit« seiner früheren »Parteilichkeit« entgegensezte (96). Die Gleichsetzung von Unparteilichkeit und Moral geriet jedoch problematisch, wenn der damalige Vorsitzende Uwe Friesel einerseits den »Diskidenten« zum Inbegriff des »freien[!] Autor[is]« erklärte, weil »nur Staatsferne und kritischer Dissens die Haltung des Schriftstellers sein könne« (77), anderseits aber dem Bundesinnenminister Schäuble überschwänglich dankte, als dieser namens der CDU den Kongress als »Signal« verstand »für Ihre [der Autoren] Bereitschaft, mit der Bundesregierung, mit dem Staat und den Parteien in einen konstruktiven Dialog über die uns gemeinsam bewegenden Fragen einzutreten« (34). Friesels Nachfolger Erich Loest wies verschiedentlich auf diesen im Zeichen der Moral – gemeinsamer ethischer Werte – möglichen Widerspruch hin; so kritisierte er die Verleihung des Heinrepreises an »ausgerechnet« das »Staatsoberhaupt Weizäcker (Loest 1997, 180) oder den von Jürgen Fuchs begründeten Berliner Autorenkreis, »der die reine Kunst preist, wie eine neue Gruppe 47 aussehen möchte und unter dem Dach der Konrad-Adenauer-Stiftung tagt. CDU und Deutsche Bank sorgen für Unterhalt und Ausstattung eines Preises.« (236) Aber trotz des hiergegen aufgestellten Grundsatzes: »Macht und Geist, Politik und Literatur müssen unterschiedliche Rollen spielen, wenn nicht allen geschadet werden soll« (180), hatte Loest selbst allerdings weniger Probleme, »neugierig und mit Ideen« zur FDP – der »Partei der Besseres Lesenden – »hinzu zu gehen« (206) und der SPD mehr »Engagement für die Kulturpolitik« (213) zu empfehlen.

Wie die moralische Kritik am Engagement einerseits die Vorstellung reiner Literatur stützt, andererseits moralische Gemeinschaft mit bestimmten Parteien herstellt, zeigt Friesels direkte Ansprache des ehemaligen DDR-Schriftstellerverbands-Präsidenten Hermann Kant. Er benutzt den Begriff Engagement zwar nicht in der pathologisierenden Weise, die Hans Christoph Buch und Hans Joachim Schädlich bevorzugen: als »tiefstiel [...] Perversion aller menschlichen Werte« (Schädlich 1992, 10) oder »Verwahrlosung« (Buch 1993, 179) und »Verhaltensstörung« (Wenn *Schreibende reden* 1998, 98), aber auch Friesel grenzt Kants Engagement aus der Literatur aus: »Du hast ja recht, es war ein lebenslanger politischer Kampf, nur daß dieser eben von anderen, die außer Dir darin engagiert waren, eben mit sehr anderen Mitteln ausgefochten wurde [...] Man konnte sehr wohl anders, wenn man nur die Zivilcourage besaß und den lebenslangen politischen Kampf, Kollege Kant, auf anderen, dafür besser tauglichen Schlachtfeldern ausfocht.« (*Komm!* 1992, 80/81) Was Friesel Kant vorwarf, brachte auf dem nächsten VS-Kongreß der Germanist Carsten Gansel, der eine wichtige Rolle in der 1991 beschlossenen Geschichtskommission spielte, auf den Punkt: »Wenn Literaten Politik machen, dann verlassen sie, ob sie wollen oder nicht, ihre Diskursebene und damit ihre Öffentlichkeit« (*Schreiben* 1995, 215).

Das Stichwort Diskurswechsel durchzieht die Materialien der Geschichtskommission, die 1997 mit dem Untertitel *Schriftsteller streiten über Politik und Moral* herausgebracht wurden. Nur Michael Schneider teilt dort nicht den Konsens, der jeden Diskurswechsel von der Literatur zur Politik für illegitim erklärt; die einzige Ausnahme, die der Konsens gelten läßt, ist ein Eingreifen im Namen der Menschenrechte für die Meinungsfreiheit. Die angenommene Autonomie der Literatur erlaubt nur eine Art der Intervention, nämlich eine, die sich auf die Bedingungen der Autonomie bezieht. Das Engagement ist gewissermaßen selbstreferentiell geworden. Gansels Zusammenfassung in der Einleitung des Bandes ist jedoch gerade wegen der klaren Gegenüberstellung zweier Arten des intellektuellen Engagements, einer illegitimen und einer legitimen, zweideutig ausgetallten; er setzt nämlich nicht nur gegenüber: »aktiv in politische Belange einzutreten« und »weder zur Machtgerieftung noch zur Teilnahme an der Macht [zu] drängen« (Chotjewitz-Häfner, Gansel 1997, 21), sondern spricht der Autonomie, die dem legitimen Engagement zugrunde liegt, noch die Qualität zu, »grundätzlich in Opposition [zu] stehen« (21). An dieser Stelle setzen Michael Schneiders Zweifel in der Geschichtskommission des VS ein; sie richten sich gegen die zwei Gruppen moralischer Ankläger der VS-Politik vor 1989, ehemalige DDR-AutorInnen und ehemalige Linksradikale – von Hannes Schwenger bis Buch: »Es bleibt abzuwarten, ob diejenigen, die innerhalb der DDR-Gesellschaft das Risiko der Dissidenz und die entsprechenden Sanktionen auf sich genommen haben, bereit sind, auch im neuvereinigten Groß-

deutschland gegen den nationalistischen Strom zu schwimmen. Ich sehe derzeit mehr Fische, tote Fische, die mit dem Strom schwimmen.« (35) »Keiner von denen, die vorher so lautstark die ›Menschenrechte im Munde führten [..], hat protestiert gegen die flagante Verletzung der sozialen Grundrechte, der Eigentums- und Beryfsrechte von Hunderttausenden Ostdeutschen im Zuge und nach der ökonomischen Blitzvereinigung.« (40) In *Ostgezeter* meint Thomas Rosenlöcher, daß die meisten AutorInnen auf der Seite der »Bestätigter« seien und »nur noch aus Gewohnheit ein wenig kritisch-ironisch dreinschauen« (Rosenlöcher 1997, 165). Wenn Rosenlöcher dies kritisch meint, so spricht Rüdiger Safranski vor dem SPD-nahen Tunnel über der Spree affirmativ davon, daß die Selbstgenügsamkeit der Literatur gesellschaftliche Affirmation sei (*Freitag*, 30.4.1993).

Gerade von AutorInnen, die aus der DDR oder anderen sozialistischen Ländern vor 1989 in die BRD übersiedelt waren, wurde aber die Moral oft in einem Sinne angerufen, der über die Achtung der Meinungsfreiheit als höchstes Gut von Kapitalismus und parlamentarischer Demokratie hinausging. Zu diesen gehörte Günter Kunert schon vor 1989 nicht; in einer vom Börsenverein veranstalteten Reihe »Literatur und Politik« Autoren nehmen Stellung: Das Engagement in der zeitgenössischen Literatur« hatte er sich unzweideutig gegen das »[L]laborieren an einem recht diffusen inneren Engagement« gewandt (*Literatur und Politik* 1988, 27): Ausgehend von der »absoluten Verschiedenheit« (28) von Literatur und Politik betonte er, »daß sich das künstlerische Bewußtsein selbst außer Kurs setzt, wenn es seine eigenen Voraussetzungen mißachtet« (33). Politische Stellungnahmen konnten sich auch nach 1989 nur auf das beziehen, was er als Voraussetzungen dieser Autonomie betrachtete. Einige andere Übersiedler insistierten aber auf Dissidenz, Dissens, Kritik und Machtkferne in einer Weise, die das Konzept Engagement ins Spiel brachte. Moniková Bestimmung einer Literatur »Über Kafka hinaus« spricht von einem »Weg zur Veränderung der Verhältnisse:« Der Verzicht auf ein schützendes, auf Übereinstimmungen beruhendes Weltbild ist die erste Absage an Herrschaftsbeziehungen, ein Misstrauensvotum an jedes Regime.« (Moniková 1990, 83) Herta Müller benutzt zwar den Begriff Engagement eindeutig negativ – für einen rumänischen Gerichtsmediziner, bei dem gilt: »die Wahrheit reicht nur bis an den Rand des Papierts« (Müller 1995, 109) –, aber ihre Fortsetzung: »Wenn man sie auf Erlebtes bezieht, entsteht der Riß« (109), autorisiert auf spezifische Weise Erfahrung für eine Verbindung von Moral und Literatur: »Die politisch Verfolgten wissen um den Preis ihrer Flucht. Das Wort *Moral*, auf Diktatur bezogen, ist ihnen wichtig [..]. Die Frage, ob ein Künstler in der Konsequenz seiner Texte lebt, muß erlaubt sein. Die Erwartung, daß er das tut, muß berechnigt bleiben.« (24, 29 f.) Müllers dem Sozialismus als Ideologie und Utopie entgegengesetztes Literaturprogramm, »in Einzelheiten zu leben« (59), läßt

unausgesagt, was die Verbindung von Moral und Literatur unter kapitalistisch-demokratischen Verhältnissen sei: »Jede Utopie, die das Papier verläßt und sich zwischen Menschen stellt, uniformiert die nackte Unzähligkeit der Versuche, ein Leben zu finden, das man aushält. [...] Wer diese Versuche mit Formulierungen umstellt, grenzt sie schon ein und zwingt sie zu entsprechen.« (50)

Renate Chotjewitz-Häfner brachte in der VS-Geschichtskommission die Selbstverständnisdiskussion der Autoren auf die Formel, daß »es seit 1989 in Deutschland selbstverständliche Praxis geworden ist, die politische, moralische, professionelle Kompetenz der l. J. Autorenschaft zu hinterfragen« (Chotjewitz-Häfner/Gansel 1997, 29). Die Autorenreaktion war widersprüchlich: Neben der Übernahme des »Gesinnungsästhetik-Begriffs, die sich so wie in Kritik und Wissenschaft um überbißende Formulierungskunst bemühte, stand das Schweigen, auch in der Form des taktischen Abstreitens. Friedrich Christian Delius machte sich in seinen Paderborner Poetikvorlesungen immerhin noch den Einwands: »Aber, werden Sie sagen, ist nicht alles, was er geschrieben hat, von politischem Engagement geprägt? Macht er es sich nicht etwas zu einfach, indem er das nun herunterspielt? Ist das nicht ein opportunistisches Mandover, im Zeitgeistwind möglichst elegant aus der linken Ecke herauszukommen? Nein, ich glaube nicht. So mögen Leute denken, die meine Texte nicht oder nur oberflächlich kennen.« (Delius 1996, 36) Während Delius ausdrücklich den Begriff der Gesinnung an eigenen früheren Texten zu widerlegen sucht (37), machen ihn sich zum Zwecke der Polemik gegen fremde Texte so unterschiedliche AutorInnen zu eignen wie Brigitte Kronauer, die die Nachkriegsliteratur als »Besinnungsliteratur« in einem Zug mit der »nachfolgend Polit- und Frauenliteratur« (Arnold 1995, 32) abtut, oder Volker Braun; er ironisiert den Begriff zwar, indem er in seiner Shakespeare-Rede diesen einen »Allgesinnungsliterat[en]« (Braun 1998, 92) nennt, aber dann grenzt er doch seine Ästhetik der Widersprüche nachdrücklich von einer des Widerspruchs ab; diese sei Protestliteratur mit moralisierendem Charakter (33). Uwe Kolbe und Durs Grünbein argumentieren direkt gegen das Engagement: »Das politische Engagement übernehmen am besten sogenannte Intellektuelle«, meint Grünbein (Leser/Guntermann 1995, 83), und Kolbe sieht im »Diskurs l. J. engagierter Intellektueller und ihres gnadenlos fordenden Publikums« (Czechowski 1996, 35) eine Gefahr für das ganz unpolitische Ästhetische (17, 35); Jurek Becker sah 1990 eine »Entpolitisierung« der DDR-AutorInnen als notwendig an, wenn sie nicht »Petrofakte« werden wollten (Becker 1990a, 346).

Vergleicht man Autoren und Kritiker, fällt allerdings auf, daß der Einfallsreichum der Kritik in der Erfindung von Synonymen fast größer war: »ächerliche Präzeptoren« (*Freitag*, 6.8.1993), »Predigerersatzfunktion« (*Freitag*, 16.10.1998), »Betroffenheitsengagement« (Henschel 1994, 158), »Sozialmoralismus« (Schütz 1991, 120), »ideologischer Sozialarbeiter mit defizitärer

Wahrnehmung und dem unbedingten Willen, über längst bekannte Verhältnisse aufzuklären» (Kurbjuhn 1993, 92).

Zum Erfolg des Gesinnungästhetik-»Verdikts« über das Engagement trug auch bei, daß Autoren wie Kritikern und Wissenschaftlern bestimmte theoretische Autoritäten gemeinsam waren. Die Begründungen autonomeästhetischer Positionen durch Niklas Luhmann und – vor allem in der Wendung gegen Sartres universellen Intellektuellen – durch Michel Foucault waren zumindest in den Schlagworten »ausdifferenziert/komplex« und »spezifisch« breit zitiabel. Klaus Modick bestimmt den Autor als »Spezialisten für Besondere« (Wieniel Politik 1992, 101). Dirk von Petersdorf nennt dementsprechend den politischen Kompetenz beanspruchenden Autor einen »Dilettanten« »in ausdifferenzierten Gesellschaften« (130). Ulla Hahn nimmt 1994 auf der Tagung der Konrad-Adenauer-Stiftung »Intellektuelle und nationale Frage« folgendermaßen Stellung: »Ihren Kollegen, den metaphernbildenden Spezialisten für Phantasie«, niet sie zur Entmischung von Politik und Literatur.« (Medicus 1994) Martin Moselbach sieht den Nutzen der Theorie darin, »Eingreifen I. J methodisch abzugewöhnen« (Wieniel Politik 1992, 103).

Voraussetzung von Foucaults Verabschiedung des universalen zugunsten des spezifischen Intellektuellen war die Autonomisierung der Literatur. Für »this great principle that literature is concerned only with itself« (Foucault 1988, 309) berief er sich auf Barthes und Blanchot. Mit der Spezifizierung des Schriftstellers auf die Literatur, deren Diskurse allenfalls in der Vergangenheit »as substitutes or as a general envelop for all other discourses« (308) funktionierten, wurde ihm die universelle Kompetenz entzogen: »The function of the intellectual is no longer either to oppose the state with a universal reason or to provide it with its legitimation.« (40) Alle Bestimmungen, die Foucault gab, waren direkte Negationen der einzelnen Momente von Sartres Konzept des Engagements: »Bisher war der Intellektuelle par excellence der Schriftsteller gewesen: als universelles Bewußtsein, als freies Subjekt stand er denen gegenüber, die nichts als Kompetenzen im Dienste des Staates oder des Kapitals waren« (Foucault 1978a, 45). Der »Diskurs des Allgemeinen« (46), gebunden an einen »Träger von Bedeutungen und Werten, in dem sich jeder wiedererkennen kann« (47/48), wurde ebenso auferkraft gesetzt wie die Beziehung auf eine zu enthüllende Wirklichkeit und einen Adressaten: »Der Intellektuelle sagte die Wahrheit denen, die sie noch nicht sahen, und im Namen derer, die sie nicht sagen konnten« (Foucault 1978b, 130). Wenn Foucault den spezifischen, lokalisierteren Intellektuellen beschrieb, stellte sich jedoch ein reduzierender Rückgriff auf das Pathos des Engagements als unvermeidlich heraus: sei es, daß sich »der Eingriff des Wissenschaftlers in die politischen Kämpfe seiner Zeit im Namen einer lokalen wissenschaftlichen Wahrheit vollzieht« (1978a, 48), sei es, daß der Intellektuelle »dort gegen die Macht zu kämpfen« hat, wo er »gleich-

zeitig deren Objekt und deren Instrument ist« (1978b, 130): »Eine Theorie ist das regionale System dieses Kampfes.« (131) Trotz dieses Widerspruchs, der einmal nur den Bürger, dann aber den Theoretiker machtkritisch engagierte, blieb in der Wirkung Foucaults die Denunziation des literarischen Engagements entscheidend: »Heute kommt es dem Intellektuellen aber nicht mehr zu, sich an die Spitze oder an die Seite aller zu stellen, um deren stumme Wahrheit auszusprechen.« (130) Die Diskussionen des sechziger Jahre wurden als »Schwanengesang« verabschiedet: »der Schriftsteller kämpfte für die Erhaltung seines politischen Privilegs«, weil »die Tätigkeit des Schriftstellers nicht mehr das aktive Zentrum war« (1978a, 46).

In der Bundesrepublik hat insbesondere die Essayistik Hans Magnus Enzensbergers Foucaults Entlegitimierung des kritischen Intellektuellen populärisiert (Vogt 1993, 18) und den Widerspruch getilgt. Mit dem Adjektiv »harmlos« bedachte Enzensberger schon in den achtziger Jahren die Folgenlosigkeit der Literatur. Weder »stabilisierend« noch »subversiv« (Enzensberger 1981, 372), weder »systemehaltend« noch »systemsprengend« (373) sollte Kunst wieder autonom sein, nichts als »harmlos!« (373) Konsumgut des Lesers in einer Nische der Mediengesellschaft.

Die zweite Strategie zum Ausschluß des Engagements strukturiert das Feld des literarisch Legitimen durch solche Oppositionen, die den Ausschluß rechtfertigen. Sie zeigt sich am deutlichsten in der Offensive der Verlage und anderer Vermittler, die das Interesse der Leser zu artikulieren beanspruchen. Populäre Unterhaltungsbedürfnisse werden gegen elitären Kunstspruch gesetzt. Die beiden Pole werden von den Kontrahenten unterschiedlich benannt, dennoch hat der Kiepenheuer & Witsch-Lektor Hubert Winkels recht, wenn er von einem »Feld mit halbwegs einheitlichen Regeln und deutlichen Gegensätzen« (Winkels 1998, 5) spricht.

Winkels selbst allerdings hatte, bevor Uwe Wittstock in der S. Fischer-Verlag-Zeitschrift *Neue Rundschau* 1993 das Programm der anspruchsvollen Unterhaltung formulierte, für einen Konkurrenten, Kiepenheuer & Witsch, einen ganz anders gearteten Versuch unternommen, die Literatur im vereinten Deutschland zu programmieren. Seine, mit dem Ko-Lektor Helge Malchow verfaßte, Einleitung zu der 1991 erschienenen Anthologie *Die Zeit danach. Neue deutsche Literatur* bringt zwar nicht den Begriff Engagement ins Spiel, aber doch das Politische der Literatur in einer nach Ost und West unterscheidbaren Art; genau diese Frage wurde dann von Wittstocks Entwurf und der ihm folgenden Debatte dethematisiert. Im August 1991 bezeichneten Malchow und Winkels als ihren Ausgangspunkt, daß »sich mit [...] dem Ende der deutschen Teilung zwangsläufig auch neue Konstellationen für [...] das Verhältnis von Ästhetik und Politik, für das Selbstverständnis der Literatur ergeben haben« (Malchow/

Winkels 1991, 11). Die Reaktion der eingeladenen Autoren auf »einige Fragen in diese Richtung« beschreiben die Lektoren als »Indigniertheit oder gar Ungehaltenheit: «Politik sei kein ästhetiktaugliches Paradigma mehr [..]. Oder daß eine Literatur, die sich auf die Zeitumstände verpflichten ließe, ihren Namen nicht verdiente. Oder daß einer Literatur, die mit den (internationalen) Maßstäben und Ansprüchen einer fraglich gewordenen Moderne auf hohem Niveau operiere, in ihrem Kern nicht von historischen Nachhutgefechten zu irritieren sei.« (11) Als Malchow und Winkels in einer neuen Einladung »den politischen Anspruch an die Autoren ausdrücklich als einen unter anderen kennzeichneteln«, kam aus anderer Richtung die entgegengesetzte Reaktion: »Andere Autoren, diesmal vornehmlich aus dem Osten, hatten für die ›gemilderte‹ Aufgabe kein Verständnis, schließlich sei doch Bedeutbares geschehen und damit umzugehen einfach naheliegend und letztendlich sowieso nicht zu vermeiden.« (11) Die Opposition, die die schließlich zustande gekommene Anthologie charakterisierte, war eine ost-westdeutsche: »erdgeschwere« »Direktheit des Weltbezugs« vs. »medienleichte Zeichenhaftigkeit« (12).

In einem Teil der Beschreibungen des – laut Winkels 1998 – vereinheitlichten Feldes läuft sich diese Opposition wiedererkennen, allerdings ist der politische Anspruch verschwunden; vielmehr beruhen sich zum Beispiel die Kontrahenten Wittstock (1993, 57) und Siegfried Unseld gleichermaßen auf Enzensbergers Lösung. Weder Legitimieren noch Infragestellen, nur daß der eine daraus Unterhaltung folgert, der andere, daß »man sich in der Literatur über Literatur verständigt« (Unseld 1993). Der Kiepenheuer & Witsch-Verleger Jürgen Neven du Mont sieht den Gegensatz als einen zwischen »durch Moderne geläutertem Realismus« und »Hermetik« (*Tagesspiegel*, 23.10.1993); seine Autoren Maxim Biller (1993) und Matthias Altenburg beschreiben die Opposition als die zwischen »Welthaltung« (Altenburg 1993, 294) und »Rückzug« auf »Textualität« (292); entgegengesetzt wertet der Hanser-Verleger, *Akzente*- Herausgeber und Autor Michael Krüger, wenn er dem »book light« eine durch »Komplexität« ausgezeichnete »Spezialliteratur« gegenüber sieht (Krüger 1993, 198, 203). Dafür sich nur die wertenden Vorzeichen unterscheiden, zeigt besonders die Polemik des Kiepenheuer & Witsch-Lektors Martin Hielscher gegen Bohrer; wenn Hielscher »Elitismus« (1995, 59, 61, 68) und »Literatur-Literatur« (60) als Vorwurf meint, so erhebt sich Bohrer über die »Spießer« (1995, 1058) und »Kleinbürger« (1061), indem er versichert, wie hoch das »Niveau«, wie »enorm« und »ausgesucht« die »souveräne Position« (1059), wie »sublim« die »Maßstäbe« (1061) der von ihm geschätzten Literatur seien. Beide verallgemeinern die von ihnen abgelehnte Literatur bzw. deren Förderung durch die Kritik zu einem homogenen Feld; der eine sieht überall esoterischen Elitismus, Essayismus, selbstreferentielle Weltlosigkeit, der andere kleinbürgerliche Spießer. Der eine Pol des Gegensatzes ist auf der Seite des Autors angesiedelt und

mit Bildern der Höhe verbunden, der andere auf der des Lesers und unten: »Welterfahrung« (Hielscher 1995, 63), »Identifikation« (58), »Lust« (59), Suche nach »Sinn« (66) im Chaos. Innerhalb des so um die Hierarchie von Individuum und Masse angeordneten Feldes können sich die spezifischeren konsensualen Normen der Kritik bewegen: Urbanität, nationale Tradition, Befreiung von dem »Zwang« des »pädagogischen Purismus« (63). Denn den »Abschied« (63) von einer durch Engagement geprägten Literatur verkünden Hielscher oder Wittstock nicht weniger als Bohrer. Während aber Bohrer das Engagement auf der Seite der spießigen Masse verortet, ist es für die Anwälte der Unterhaltung ein Bestandteil des Elitären. Hielscher sieht im Engagement eine Variante des elitären »Deutungsprivilegs«, die »politisch-moralische«, die mit der metaphysischen des »Dichter-Selbstlerls« konkuriere, die Peter Handke und Botho Strauß vertreten (Thomalla 1996). Bohrer polemisiert direkt gegen den Zeitroman als »engagierte«, das heißt »Gesinnungsliteratur« (Bohrer 1995, 1061); und im Feuilleton des im politischen Teil zwischen PDS und Grünen angesiedelten *Freitag* wiederholt dann periodisch der Mitarbeiter der Adenauer-Stiftung Michael Braun Bohrers erhabene Abfertigungen des »Flachsinns« (1993) der »Trivialrealismus«-Debatte (1992) (vgl. auch Braun 1995; Braun 1997), wie das in der zwischen SPD und Grünen steuernden linksliberalen *Frankfurter Rundschau* Helmut Böttiger tut (Lodemann 1995, 36). Letzter lehnt zwar den Realismus Wittstocks als »kapitalistischen« ab, schließt sich aber Bohrer an, um die »Minderheit« zu retten, deren Aufgabe weder »Kritik« noch »Affirmation und Legitimation« sei (Böttiger 1994, 325). Bohrers zahlreiche Nachsprecher widerlegen seine Selbstdarstellung als Sprecher einer verfolgten, kleinen, radikalen Minderheit der Kunstreunde in einer Situation, wo die »literarischen Standards [...] auf dem tiefsten Niveau der Nachkriegszeit angelangt« sein sollen, nämlich bei der Unfähigkeit, »ein imaginatives Kunstwerk [...] von einem in vieler Hinsicht engagierten Prosastück [zu] unterscheiden!« (Bohrer 1995, 1055). Im Unterschied zu Bohrers Essays wird aber in den meisten Situationsbeschreibungen, die im Gegensatz von U- und E-Literatur »das Zentrum der Debatte« (Rathnow 1998) sehen, vom Engagement geschwiegen. Nicht nur Kritiker, sondern auch Autoren vollziehen die Ausgrenzung des Engagements mit, ob der das Feld strukturierende Gegensatz nun erscheint als der von Unterhaltung und Formalismus (Seibt 1995b) oder der von Unterhaltung und dem spezifisch literarischen (Drews 1998), als Realismus und Ästhetizismus (Modick in Buselmeier 1995) oder Realismus und Anti-Realismus (Biller in *Wieviel Politik* 1992, 125), als der von naivem Erzählen und Elfenbeinturm (Matthias Politycki in Rathnow 1998) oder der von naivem Realismus und »traumhaft heiterem Realismus« (Jan Koneffke in *Wieviel Politik* 1992, 127) oder Epigonentum und Avantgarde (Spinnen 1995, 208).

Die dritte Strategie zur Ausgrenzung des Engagements besteht, kraft gesagt, in der Fälschung der Literaturgeschichte, in Umschreibungen der Literaturgeschichte nach 1945 ohne Rücksicht auf simple Fakten der Publikationsgeschichte. Kanonkritik verkleidet sich in Aussagen über die Literaturverhältnisse, zum Beispiel der fünfziger Jahre, die schlicht falsch sind. Jochen Vogt (1991) hat Schirmacher eine ganze Reihe solcher Fehler vorgerechnet; hier soll es nicht um die Fakten, sondern um die Logik der Erfindung gehen. Schon die Rhetorik des Endes legt es nahe, die abzuschließende Vergangenheit zu homogenisieren. Während in der Forschung zur Gegenwartsliteratur diese Neigung vor allem in der Konstruktion von einheitlichen Dekaden zum Zuge kommt (Delabar/Jung 1993; Delabar/Schütz 1997; Erb 1998; Förster 1999), ist die Kritik großzügiger. Greiner wie Schirmacher drehen nur den – wie Hermann Kinder (1991) ohne viel Resonanz nachgewiesen hat – positiven Mythos der Gruppe 47 als der Nachkriegsliteratur um; dabei ergibt sich nicht nur das Problem, daß die Rezeption des Sartreschen Konzepts vom Engagement das Ende der Gruppe markiert (vgl. Peitsch 1999), sondern vor allem eine falsche Selbstverständlichkeit des Engagements in der Vergangenheit. Im Jahr des Literaturstreits erschien – wahrlich unzeitgemäß – bei Reclam eine Anthologie mit »TexteIn zum Selbstverständnis zeitgenössischer Autoren«. Gerade weil Markus Krauses und Stephan Speichers Auswahl den Schwerpunkt auf die späten sechziger und frühen siebziger Jahre legt, macht sie sowohl für die Zeit davor als auch danach sehr deutlich: »Dem L. J. Ruf nach dem politischen Engagement der Literatur und der Literaten stand indessen immer eine widersprechende Position entgegen.« (Krause/Speicher 1990, 18) Die Anthologie enthält auch Handkes Sartre-Kritik von 1968, die sich Greiner 1997 als »Lob des Elfenbeinturms« zu eigen machte. Schärfer noch, als die Herausgeber es tun, wäre zu betonen, daß es vor den sechziger Jahren in der BRD keine positive Rezeption von Sartres Konzept gegeben hat; alle Autoren, die von Schirmacher, Greiner, Bohrer usw. als Verfasser engagierter Literatur bezeichnet werden, verstanden sich selbst keineswegs so. Handkes Rede zeichnet sich durch dasselbe Zurückgehen auf den Text von Sartres *Was ist Literatur?* aus (Handke 1974), das Walsers – entgegen gesetz Stellung nehmenden – Aufsatz aus demselben Jahr, *Engagement als Pflichtfach*, charakterisiert (Walser 1968, 103–127). Erst am Ende eines langen Diskussionsprozesses – zu dem Enzensberger, Jens und Adorno eher retardierend mit Bekräftigungen der dominanten Position der fünfziger Jahre beitragen – kam es in der Kontroverse zwischen Walser und Handke zu einem angemessenen Verständnis, was Engagement in Sartres Schrift meint: Schreiben als situationsbezogenes Handeln im Enthüllung und Appell (Sartre 1958, 17; vgl. Peitsch 1997).

Die Verallgemeinerung von Grass und Christa Wolf zu einer generationsgeprägten gesamtdeutschen Nachkriegsliteratur, die – im Zeichen des Engage-

ments – »vierzig Jahre lang den Widerstand gegen Hitler nachholte« (Anz 1995, 83), verzeichnet aber nicht nur den bundesrepublikanischen, sondern auch den europäischen Kontext. Wenn der Antifaschismus als »eine Variante des deutschen Sonderwegs« (213) ausgegeben wird, wird suggeriert, daß »fast alle l. . europäischen Intellektuellen von Rang« (82) sich nie als engagiert verstanden.

Die Wirksamkeit beider Verfälschungen der Nachkriegsliteraturgeschichte zeigt sich noch in den Büchern zweier Autoren, die essayistisch das Konzept Engagement in die Diskussion der neunziger Jahre einzubringen suchten. Der Österreicher Josef Haslinger vermerkt in seinem 1996 erschienenen Essay *Hausdurchsuchung im Elfenbeinturm* zur BRD-Gegenwart kritisch: »die europäischen Schriftsteller wenden sich [...] wieder stärker der Politik zu«, während »die deutschen Kollegen« ein »Schrecken« vor dem Engagement »befallen haben« (Haslinger 1996, 11); dennoch folgt er hinsichtlich der westdeutschen Vergangenheit der herrschenden Lesart: »In den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg war das politische Engagement von Intellektuellen eine Selbstverständlichkeit, ja gleichsam eine moralische Verpflichtung.« (118/119) Lothar Baiers schon im Titel auf Sartre anspielender Essay *Was wird Literatur?* (1993a, 41) weist zwar für Frankreich – vor allem an der Kontroverse Sartre-Barthes – nach, wie wenig selbstverständlich das Engagement in der Literatur des Nachkriegs war, aber in einem Gespräch mit der Zeitschrift *Listen* schließt er sich der gängigen Einschätzung vom Engagement in BRD und DDR als »nur eine kurze historische Ausnahmesituation« (Baier 1994, 20) an. Baiers Version der Sonderwegsthese unterscheidet sich von der dominanten nur durch präzisere Datierung: »in der Bundesrepublik ist der Prozeß Ende der 60er Jahre zu einem vorläufigen Abschluß gekommen, der in der DDR erst mit deren Ende manifest geworden« (20).

Baiers Tadel der »Enthaltsamkeit« (1993a, 93) der von der *Neuen Rundschau* befragten, nach 1950 geborenen AutorInnen homogenisiert im Sinne solcher Periodisierung, er kann nur »politisches Desinteresse«, das »auf erstaunlich treuerzige Weise artikuliert« werde, und »einmal merkwürdig quietistisch« (Biedermann) wahrnehmen: »nicht einmal das umgebende miliblunge Gelingen der deutschen Vereinigung ist der Mehrzahl der AutorInnen und Autoren eine nachfragende, gar widerhorstige, Überlegung wert.« (92) Darüber entgehen ihm die Affinitäten, die etwa zwischen den Positionsbestimmungen Martin Ahrends (*Wieviel Politik* 1992, 100), Kerstin Hensels (128), Angela Krauß (103), Johanna Walsers (120) oder Michael Wildenhains (121) und seiner eigenen Aktualisierung Sartres in *Was wird Literatur?* liegen: Schreiben als eine individuelle »Form tätiger Kritik an der zeitgenössischen Gesellschaft, deren Funktionieren von der Inflationierung, Verfälschung und Verstümmlung der Wörter lebt« (Baier 1993a, 114).

Die von Baier fragwürdig vereinbarte Befragung war nur eine von mehreren, in denen die Fragen sehr oft schon das Ergebnis nahelegten: das von der dominanten Kritik verfügte Ende der Nachkriegs- als einer engagierten Literatur. Die Antworten der AutorInnen folgten vielfach den Vorgaben, doch lassen sich Ausweichmanöver beobachten, die es erlaubten, Zustimmung zu verweigern. In der auf »Literatur für Veteranen« und »Irrtümer« (Arnold 1995, 9) programmierenden *Text+Kritik-Umfrage* von 1995 unter 60 AutorInnen muß auffallen, wie viele – und wie unterschiedliche – Antworten die engagierte Literatur aus Frankreich und Italien favorisierten (Michael Rutschky, Gert Heidenreich, Gabriele Wohmann die französische; Hans Bender, Hilde Domin, Jürgen Theobaldy die italienische); dem entspricht, daß die französischen und italienischen Stimmen in Arnolds Band betonen, wie sehr sich das außerdeutsche Interesse an der deutschen Nachkriegsliteratur »im Zeichen eines neuen [...] Engagements« (156) entwickelte. Angesichts der Zentrierung der literaturkritischen Angriffe auf Engagement im Böll kann auch überraschen, wie breit die Kanonizität der frühen Erzählungen, namentlich von *Wanderer, kommst du nach Spa...* vertreten wird – von – weniger überraschend – Franz Josef Degenhardt und Hannelies Taschau über Günter Seuren und Eckard Henscheid bis zu Modick.

Auf Joachim Lesers und Georg Gunterblums Fragenbogen *Brauchen wir eine neue Gruppe 47?* liefert im selben Jahr zwar der Schweizer Beat Sterchi eine ironische Bestätigung aller Suggestivfragen: »Der Schriftsteller als ›moralische Instanz‹ [...] ist doch längst zu einer Pose verkommen, [...] die [...] im Widerspruch zum Funktionieren der postmodernen Bewusstseinsindustrie steht [...]«. Erfolgreiche Literatur macht heute gerade das, was die Gruppe 47 nicht wollte. Sie lenkt ab, belustigt, unterhält. Selbst die professionellen Leser in den Feuilletons, aber auch die Literaturwissenschaftler, schmen sich doch nach Texten, die eben nur mit Texten etwas zu tun haben.» (Leser/Gunterblum 1995, 116) Daneben finden sich jedoch Aktualisierungen des Engagements wie die von Ahrends oder Wildenhain: »Es gab eine Sache, ein Projekt, das die Autoren ebenso miteinander wie mit ihrem Publikum verband« (53), »einlein wenigstens leidlich positiv besetzlich gesellschaftlich! und politisch! Bezug« (121). Die expliziten Abweisungen des Engagements nehmen entweder für Unterhaltung – so Ulrich Peltzer (111) – oder den Dandy Partei – so Grünbein (84); Engagement scheint »Middle-brou« (HuysSEN 1991, 93). Peltzer etwa associiert »politisch engagiert« mit einem »Programm von Klüngel und Pils mit Korn«, das ihm »kalte Schauen [sic!] den Rücken runter« jage (111).

Manche Autoren scheinen also nicht mit Kritikern übereinzustimmen, die entweder – wie Baier an Schirmacher verallgemeinert, der »erklärt hat, daß sein politisches Gedächtnis nicht weiter zurückreicht als bis 1988« – »ignorant an der Geschichte des intellektuellen Engagements vorbeischreiben« oder –

wie Greiner – »sie umlschreiben« (Baier 1993b). Die Kritik hat allerdings zweitlich autoritative Stichworte von Autoren geliefert bekommen, die fast unvermeidlich zitiert werden, wo es ums Engagement geht. Beide stützen die Sonderwegthese und lassen sich – was Literarhistoriker besorgt haben – in große Erzählungen der Postmoderne einbauen.

1987 schon lieferte Enzensberger den *locus classicus* für das Ende des Engagements: »Langsam, aber sicher breitet sich unter den Intellektuellen die Einsicht aus, daß ihre alte Präzeptorenrolle ausgespielt ist. [...] es ist eine Vergeschäftsung solcher Rollen eingetreten. Wir haben Heinrich Böll verloren. Aber dafür haben wir amnesty und Greenpeace.« (Enzensberger 1987) Enzensbergers Behauptung ist seither ebensoff unkritisch zitiert worden wie Rolf Schneiders Formel von der DDR-Literatur als »Ersatzöffentlichkeit«, die das literarische Engagement zum diktaturbedingten »Publizistikersatz« (Schneider 1997) gemacht habe. Seit 1989/90 sind beide Schlagworte – als Demokratisierung der Intellektuellenrolle und Befreiung vom Zwang zur Politik – oft zusammengehlossen worden, so zum Beispiel von Emmerich in seiner Darstellung des Literaturstreits in Metzlers einbändiger Literaturgeschichte: »Im Grunde war die [...] Funktion der westdeutschen Literatur, stellvertretend für eine satte Wohlstandsnation die Vergangenheit zu bewältigen, »Ersatz-öffentlichkeit« zu sein, mit der Studentenrevolte beendet.« (Beutin 1992, 610)

Die beiden pseudohistorischen Relativierungen von Engagement als deut-schem Sonderweg – bedingt durch westdeutsche Vergangenheitsbewältigung und ostdeutsche Zensur – eröffnen zwei Wege zur Normalisierung: der eine wird auf der Ebene der U-Literatur bevorzugt und heißt Internationalisierung, der andere – Nationalisierung – auf der der E-Literatur. In beiden Fällen wird – wie der Begriff der Normalisierung nahelegt – Literatur für »Moralk und Nation« funktionalisiert. Vorausgesetzt wird von Kritikern und Lektoren, daß die parlamentarisch-demokratisch verfaßte kapitalistische Gesellschaft kein Engagement in der Literatur brauche, genauer, daß ein eventuell auftretendes moralisch verwerflich sei (insofern es die in dieser Gesellschaft gegebene Autonomie der Literatur als Kunst – der Elite – oder Unterhaltung – der Massen – bedrohe). Aus dieser Normsetzung erklärt sich, daß gelegentlich von AutorInnen über die »Gesinnungskritik« des Feuilletons geklagt wird, so zum Beispiel auf der Leipziger Buchmesse 1993 von Fritz Rudolf Fries (Stadler 1993). Solche Klagen können sich meiner Meinung nach zu Recht zum Beispiel auf einen Artikel der *Frankfurter Rundschau* (23.10.1997) beziehen, der – anlässlich der Verleihung des Friedenspreises an Yasir Kemal (vgl. Büssinger/Hermes 1998) – nicht nur Grass, sondern gleich auch noch Peter Rühmkorf, Loest, Hein, Wolf und Braun vorwirft, als »politisierende Literaten« »unpolitisch, antiliberal und antwestlich« zu sein. Im Falle von ostdeutschen Schriftstellern benutzt diese »Gesinnungskritik«, zum Beispiel Iris Radischs, die Begriffe »DDR-Nostalgie«

(*Die Zeit*, 4.6.1993) oder »Ostalgie« (Emmerich 1996, 502); indiziert wird ein Mangel an Bejahung von Kapitalismus und Demokratie, wobei im Begriff westlich beides zusammenfallen soll. Indem westlich dann nicht nur die zivilisatorische, sondern auch gleich noch die ästhetische Moderne bezeichneten soll, wird der Vorwurf »Ostalgie« zum obersten Maßstab gesinnungskritischen Urteils; so lobt Emmerich Grünbein: »Daf̄ l. . J er gegen jede ostalgische Anwandlung gelebt war, ist ein Zeichen seiner außergewöhnlichen intellektuellen Souveränität, der die ästhetische entspricht« (517). Die »Gesinnungskritik« versteht sich im Kampf gegen – so Richard Herzinger (*Die Zeit*, 4.6.1993) – »deutsche Zivilisationskritik und das neue Antwestertum«.

Die Normalität des Westens tritt dabei literarisch in zweierlei Gestalt auf: einmal als internationale Postmoderne, dann als nationale Tradition. Wenn im ersten Fall die Übersetzbarkeit von Unterhaltungsliteratur den Maßstab bildet, dann im zweiten die Umgebrochenheit nationalen Selbstbewußtseins. In beiden Varianten muß das Bild der Nachkriegsliteraturen Westeuropas erheblich verändert werden, damit die engagierten Literaturen daraus verschwinden. Vollerends tabu ist der Umstand, daß sogar die Doppelstaatlichkeit keinen einzigartigen Sonderfall darstellt; die Probleme der französischen Literatur mit Vichy und die der italienischen mit Salò könnten dabei darauf verweisen, daß es auch außerhalb der deutschen Geschichte das zeitweise Nebeneinander von zwei Staaten geben hat, die um nationale Legitimität konkurrierten. Von solchen Fakten schweigen die Bilder westlicher literarhistorischer Normalität, die Schirmacher oder Seitz, Bohrer oder Wittstock malen. Die Zweideutigkeit der Verwestlichungsnorm als Internationalisierung und Nationalisierung zugleich prägte schon Schirrmachers *Abschied von der Literatur der Bundesrepublik*; mißt er diese einerseits an den »Literaturen der Nachbarländer«, wo – er spricht über die Jahre 1959 bis 1965 – der Abschied von einem stabilen, selbstbewußten Ich längst vollzogen war, so wirft er ihr andererseits vor, den »Raum der Geschichts [l. . J] versperrt«, »[d]en Zusammenhang mit der Vergangenheit [l. . J] objektiv suspendiert«, den »Umfang des produktiven Gedächtnisses« (Schirrmacher 1990) beschränkt zu haben. Sezen Seitz und Bohrer auf die nationale Tradition, so Wittstock auf die »angloamerikanischen Romanciers« (Wittstock 1993, 49), um den »Sonderweg« zu beenden: »Weder in England noch in Frankreich, weder in Italien noch in Nord- oder Südamerika wird das Recht und Pflicht des Schriftstellers, Vergnügen zu bereiten, mit soviel Mißtrauen beäugt wie hierzulande.« (54)

Die E- und die U-Variante westlicher Normalisierung werden gestützt durch literaturwissenschaftliche Verwandlungen der Postmoderne in eine literarhistorische Teleologie; diese setzt einerseits den – von Wittstock heftig abgelehnten – »ins Ästhetische gewendeten Fortschrittsglauben« (56) fort: von der Vorüber die Moderne zur Spät- und Postmoderne, anderseits wird die Linie zur

Hierarchie, um Gleichzeitiges zu bewerten: »das Neben-, Mit- und Gegeneman- der spätrealistischer, spätmoderner, postmoderner, feministischer und neomodernistischer Tendenzen« (Lützeler 1990, 353). Als Quadratur des Kreises kann sich diese normative Ästhetik zwar pluralistisch vorkommen, aber im der Ausgrenzung des Engagements funktioniert sie bei Paul Michael Lützeler nicht weniger effektiv als bei Emmerich. Allerdings zeigt sich über die neunziger Jahre bei Lützeler eine Verschärfung: wenn er 1990 im *Postmoderne*-Buch noch »ein l. . J Engagement-Konzept unmittelbarer gesellschaftlicher Wirkungssuche, wie es die 68er Generation mit ihrer dokumentarischen Literatur eine Weile vertrat« (352), unter Spätmoderne behandelte, dann nutzte er 1994 die Einleitung seines – gleichfalls als Fischer-Taschenbuch erschienenen – Bandes *Poetik der Autoren*, um Jurek Beckers Frankfurter Poetikvorlesung – in der der Begriff Engagement nicht auftaucht (Becker 1990b) – folgendermaßen abzufertigen: »Jurek Becker bedauert, l. . J daß vom ehemaligen sozialen Engagement nichts geblieben sei. l. . J Becker hat seine Poetikvorlesung als Polemik angelegt, und in dieser Gattung geht es ohne Überschärfen, Ausblendungen, Pauschalisierungen und Ungerechtigkeiten nicht ab. Die Lektionen der anderen Autoren lesen sich wie ein Widerspruch gegen diesen Rundumschlag« (Lützeler 1994, 13). Lützeler vereinnahmt in seinem Rundumschlag ausdrücklich Sten Nadolny, implizit Grass und Wolf, Walser, Kunert und Herta Müller, um Becker auf einen Engagement-Begriff festzulegen, dessen »Eng« (216) – ebenso karikaturistisch – von einigen seiner Beiträger geteilt wird: »das poetische Scherflein zur Realisierung einer klar unmöglichen gesellschaftlichen Utopie bei. . Jtragen« (12) oder »für eine bestimmte Weltanschauung« (269), »Theorien, Ideologien und Zukunftsvisionen« (217) ›werben« (269); diese Karikatur eines Engagement-Begriffs wird mit »Gesinnungästhetik« (236) gleichgesetzt. Emmerich diagnostiziert an Beckers letztem Roman entsprechend »Nostalgie« (1996, 505), die Spuren der »didaktisch-realistischen l. . J Vormoderne« (520). Peinlich berührtes Schweigen wahrten die Normalisierer in Kritik und Wissenschaft, als der international als unterhaltsam und anspruchsvoll sowie postmodernen geltende Mario Vargas Llosa sich in Frankfurt bei der Annahme des Friedenspreises zum Engagement in der Literatur bekannt; 1996 sagte Vargas Llosa, »daß der Schriftsteller mit der Überzeugung schreiben muß, sein Schreiben könne den anderen helfen, freier, sensibler und hellichtiger zu werden«, ohne »zu behaupten, daß das gesellschaftliche und moralische ›Engagement‹ des Intellektuellen die richtige Wahl l. . J garantiert«; die Verpflichtung leitete er daraus ab, »daß das geschriebene Wort l. . J Möglichkeiten besitzt, l. . J in der Beschreibung der gesellschaftlichen, politischen und moralischen Wirklichkeiten weiter zu gehen als die audiovisuellen Medien, in einem Wort: die Wahrheit zu sagen« (Vargas Llosa 1996).

Die vierte Strategie zur Ausgrenzung des Engagements macht den Widerspruch, den Helmut Kreuzer (1996, 82) in einer »Gesinnungskritik gegen Gesinnungsästhetik oder Ulrich Schmidt in einem »Jelngagierten Ästhetizismus« (1992, 86) konstatiert haben, offenkundig: Das Engagement wird als publizistisches dauerverhandelt, damit es nicht literarisch wird.

Vergleicht man Reclams Jahresübersichten *Deutsche Literatur* zu den achtziger mit denen zu den neunziger Jahren, so dominieren in den letzteren die dokumentationswürdig befindenden politischen Debatten nicht nur relativ, sondern absolut: von *Was bleibt* (1990) und Stasi (1991) über *Bocksgesang* (1994) und *Ein weites Feld* (1995) zu *Gerechtigkeit für Serbien* (1996) und Grass' Rede auf Yasar Kemal, der sich ein Jahr nach Vargas Llosa gleichfalls als engagierter Schriftsteller in Frankfurt präsentierte (Kemal 1997); im Band für das Jahr 1998 wird die von Walsers Friedenspreisrede ausgelöste Debatte als »vom Umfang her [...] nicht hinlänglich zu dokumentieren« (Hage 1999, 249) bezeichnet und auf deren selbständige Publikation verwiesen. Die Objekte der Feuilletondebatten bestimmen die periodisch erscheinenden Negativlisten von Schriftstellern, die – »strikt literarisch beurteilt« (Baumgart 1995) – in den neunziger Jahren keine »Qualität« (Drews 1998, 532) geliefert hätten; es sind dies Wolf, Grass, Handke und Strauß, sowohl auf Reinhard Baumgarts wie auf Jörg Drews' Liste. Die Versicherung der Kritiker, daß es um literarische »Fehlschläge« (Baumgart), nicht um »Gesinnung« (Drews) gehe, meint sich darauf zu stützen, daß die Debatten ja in allen vier Fällen um Texte gegangen seien. Aber sowohl die Tatsache, daß diese – und keine anderen – Texte zur Debatte ausgewählt wurden, als auch die Art der Debatte unterstreichen, daß es um Entmischung durch Vermischung geht. So unterschiedliche Kritiker wie Seibt (1998, 317) und Baier (1993b, 18) sind sich in der Diagnose des hohen Politisierungsgrades des Feuilletons einig; aber diese Politisierung bedeutet gerade, dem Schein der Trennung von Politik und Literatur zur Wirksamkeit zu verhelfen. Wenn Baier dem politisierten Feuilleton vorwerfen zu müssen meint, daß es sich in Wirklichkeit nicht mit dem Text, sondern der Biographie der AutorInnen befasse (19), sitzt er genau dem Schein auf, den der Feuilletonredakteur Seйт zynisch verbreitete: Es besteht eine innige Verbindung zwischen schlechter Literatur und politischem Feuilleton, deshalb würden die weinerlichen, didaktischen und kitschigen Texte von Wolf, Grass und Handke debattiert. Thomas Schmidts Dreierliste von 1992 plauderte schon aus, worum es ging: »Es könnte erstaunen, welchen Unsinns Intellektuelle wie Habermas, Grass und Jens zur deutschen Einheit geäußert haben. Aber es ging um die Verteidigung ihres Monopols auf Deutungskompetenz.« (Schmid 1992)

Literarische Autonomie – ob nationaler Ernst oder internationale Unterhaltung – wird auf diese Weise gerade durch die Diskussion politischen Engagements beglaubigt. Indem die Texte engagierter AutorInnen als Nicht-Literatur,

als Publizistik behandelt werden, bleibt das politisch fungierende Feuilleton der Illusion literarischer Autonomie treu; die Entmischung folgt aus der Vermischung, nicht zuletzt im direkten Rat an die Autoren. Er versiekt sich bei Winkels in folgender Feldbeschreibung, die das ausgeschlossene Engagement, Unterhaltung und Rückzug auf Textualität zusammenbringt: »Es ist auffallend, daß vor allem die längst arrivierten älteren Schriftsteller mit einiger Regelmäßigkeit heftige politische Diskussionen provozieren. Neben Walser und Grass auch immer wieder Botho Strauß und Peter Handke. [...] Daß politische Fragen wieder stärker die Arbeit jüngerer Autoren prägen, läßt sich [...] kaum beobachten. Auch die gelegentlich festgestellte Tendenz zu einer neuen anspruchsvollen Unterhaltsamkeit [...] findet keine besondere Bestätigung. Allerdings lassen sich für einen ganz bestimmten, im Kern esoterischen und dennoch populär gewordenen Motivkomplex, den des Verhältnisses von Körper und Sprache, [...] herausragende Beispiele anführen.« (Winkel 1997, 22/23)

Nicht nur die ausgrenzende Auffassung vom Engagement als außerliterarisch, sondern auch seine generationsspezifische Begrenzung auf die – wie Greiner mit einem von Baier bereits 1993 getadelten Unwort auch 1997 (1093) noch sagt – »Überbliebenen« kann sich auf das Einverständnis der Angegriffenen stützen. In der Rede zum Fritz-Bauer-Preis nennt Grass 1997 genau dieselben Namen, auf die Greiner das publizistische Engagement beschränkt wissen will: »In den vergangenen Jahren, als die Einheit Deutschlands zu einer neuen, diesmal sozialen Spaltung misfriet, kam es mir oft so vor, als sei diese eine lebendige Demokratie stimulierende Dienstleistung einzig drei älteren Herren namens Jens, Habermas, Grass aufgelastet.« (Grass 1998) In dieser Rede bekräftigt er nochmals seinen Sprachgebrauch, der schon im Princeton 1966 zur Kontroverse mit Peter Weiss und anderen geführt hatte: Engagement nämlich strikt als das des Bürgers und nicht des Künstlers zu verstehen. Es wird bestimmt – mit Rückblick auf die sechziger Jahre – als »Entscheidung, mich tätig einzumischen und vom Manuskript [...] Abstand zu nehmen«, und begründet aus Weimarer Erfahrung: »alles, was ich [...] außerhalb meiner Werkstatt und abseits meiner motorisch-egomanischen Schreibübungen [...] getan [...] habe, geschah aus mir selbstverständlichem Bürgersinn« (Grass 1998).

Auch von Habermas wird seit geraumer Zeit das Engagement außerhalb der als autonom begriffenen Sphären von Literatur oder Wissenschaft angesiedelt; hatte er 1978 noch von engagierter Literatur (Habermas 1985, 23) gesprochen und 1988 in einem Interview mit *Liberation* gemeint: »Wir können schon zufrieden sein, wenn sich bei uns mehr oder weniger das Sartresche Selbstverständnis des allgemeinen Intellektuellen (Foucault) verbreitet« (Habermas 1990, 36), so akzentuierte er in der Folgezeit immer stärker die Notwendigkeit der innerliterarischen oder innerwissenschaftlichen Autonomie: Der Schriftsteller

»engagiert sich nämlich L. J für öffentliche Interessen gleichsam im Nebenberuf, ohne dafür seinen professionellen Umgang mit den eigensinnig strukturierten Sinnzusammenhängen aufzugeben, aber auch ohne sich anderseits vom politischen Betrieb organisatorisch vereinnahmen zu lassen. Aus der Sicht des Intellektuellen bleiben Kunst und Wissenschaft gewiß autonom, aber nicht partout esoterisch.« (Habermas 1986, 463)

Über Habermas' und Grass' Konzept des Engagements des Schriftstellers als Bürger hinaus geht der dritte der von Greiner ebenso wie von Grass exemplarisch Genannten, Walter Jens. Gegen die »schrillen Parolen« im »Feuilleton« (Jens 1997, 54): »Die Linke, mit ihrer *littérature engagée* l. J habe lange genug das Sagen gehabt – nun aber, nach dem Ende des real existierenden Sozialismus, möge sie schweigen« (52), plädiert er 1997 in seiner Dresdener Rede *Nachdenken über Deutschland für eine Literatur, die »Partei« ergreife und »Verantwortung« übernehme* (56). Der Rhetor Jens hatte allerdings auch schon in den sechziger Jahren anders als Grass Engagement nicht nur als Bürger, sondern als Künstler gekannt; 1964 widerrief er ausdrücklich seinen Vortrag von 1962 *Literatur und Politik* (Jens 1963), um statt der Unterscheidung von Bürger und Schriftsteller »kritisches Engagement« als »Synthesen«, als »poetische Agitation« zu fordern (Ude 1964, 119). Seine Begründung war damals, daß »in den letzten Jahren« »kritisch-didaktisches Geschäft, Pädagogik in litteris« »immer wichtiger geworden« sei (119).

Der auffälligen, aber gegensätzlichen Kontinuität bei Grass und Jens stehen bei anderen »älteren« Autoren deutliche Brüche mit dem früheren Sprachgebrauch gegenüber: Sie gehen bis zum Bestreiten der Tatsache. Reinhart Lettau setzt Engagement in Gegensatz zu Schreiben und behauptet von seiner literarischen Produktion der sechziger Jahre, eine produktionsästhetische Entsprechung zur werkimmanten Methode der Literaturwissenschaft gewesen zu sein (*Der Tagesspiegel*, 8.3.1995); Walser übernimmt die von ihm 1968 attackierte Grass'sche Unterscheidung zwischen Künstler und Bürger, wenn er die Geschichte seines Engagements als Abfolge von drei Themen beschreibt, die ihn »vom Schreibtisch wegprovoziert« hätten (*FR*, 24.3.1997); ebenso unterscheidet Hermann Peter Piwitt zwischen seinem Engagement als Essayist und seiner eigentlichen literarischen Arbeit als »Dichter« (*Freitag*, 23.10.1998).

Die von Kritikern vorgenommene Einschränkung des Engagements auf eine »überbliebene« Generation scheint also mehr als fragwürdig; auch die »Älteren« haben deutlich teil am gegenwärtig dominanten Sprachgebrauch; er verhindert, jenes »schmale l. J Rinnalls« der politisch und sozial engagierten und vielfach involvierten Literatur wahrzunehmen, dessen Existenz sehr selten und nur im Nebenbei, so zum Beispiel mit diesen Worten im Bericht des *Freitag* über den Klagenfurter Wettbewerb von 1996 (Arend 1996), eingestanden wird.

Die Strategien zur Delegitimierung von Engagement als die Literatur als Kunst zerstörendem, spezifisch nachkriegsdeutschem Sonderweg einer abgetretenen Generation prägten 1999 die mediale Inszenierung des internationalen, populären Erfolgs »Neuer Deutscher Lesbarkeit (NDL)«: »Die »littérature engagée« wird noll-mäßig ja meist müde belächelt.« (Arend 1999)

Der Aufbau-Verleger Bernd Lunkewitz wendete den populären Erfolg von Victor Klempers – auch ins Englische übersetzen – »Tagebüchern im Hinblick auf den internationalen Markt in eine Leitlinie seines Programms: »Nach der Wiedervereinigung mußte eine Literatur entstehen, die l. J emotional packt« l. J daß die Leser eine Katharsis erleben, also eine tiefe Erschütterung und Befreiung.« »Die Zeit zwischen Mitte der sechziger und Ende der achtziger Jahre ist vorbei. l. J Es ging um die Bewältigung des Krieges und seiner Folgen, natürlich auch um Auschwitz. Ganz bewußt hat diese Generation gesagt, daß sie keine Emotionalität mehr haben will.« »l. J die westdeutsche Literatur hat fast 30 Jahre lang nicht emotional packend geschrieben.« (Lunkewitz 1998) Im selben Atemzug nannte Lunkewitz den Berlin Verlag, der »eigentlich ja Manhattan Verlag heißen« »könnnte«, »die Agentur des amerikanischen Kulturrealismus: »Die veröffentlichten rund 80 Prozent ausländische Autoren.« (Lunkewitz 1998)

Wie internationaler populärer Erfolg nationalistischen Zwecken dienen kann, zeigt ein Artikel des Kritikers Thomas Medicus zum Erfolg von Bernhard Schlinks *Der Vorleser* in den USA und Großbritannien, der – ohne den Verleger zu nennen – Lunkewitz' Kernbegriffe »Emotion« und »Katharsis« zitiert, um hier aus nationalen und internationalen Erfolg zu erklären; Schlink bringe populäre »transatlantische Form« und das Thema der Deutschen zusammen, so daß er »zum kathartischen Sprachrohr ihrer Gefühlslagen« werde: »Dafür wir uns – jenseits von Geschichtsrelativismus und Moralkneule – zu uns selbst als Deutsche bekennen müssen, lautet das belletristisch gut versteckte und l. J. aufklärerische Credo.« (Medicus 2000) Welche Art von »Aufklärung« gemeint sein konnte, beweis die Verleihung des eigens neu gestifteten Literaturpreises der Welt an Schlink aus Anlaß seines Auftritts in einer US-amerikanischen, landesweit geschehenen Talkshow: »Dieser Gipfelsünder der deutschen Gegenwartsliteratur unterläuft so ziemlich alle Klischees, die über deutsche Schriftsteller immer noch im Umlauf sind. Das begnadete Gestammel des expressionistischen Berserker ist ebensowenig seine Sache wie das zornbrende »Engagement« von Autoren, die in verbohrter Besserwisserei das selbstaufgeriegte Amt des Mahners und Wächters ausüben.« (Dotzauer 1999). In der Gegenüberstellung von Sprachreflexion und populärem, internationalem erfolgreichem Erzählen wie in dem Ausschluß des Engagements war sich die Welt mit dem *Spiegel* einig, dessen Redakteur Volker Hage nicht Schlinks USA-Talkshow, sondern die Deutschland-Nummer vom *Times Literary Supplement* benutzte, um die nationalisti-

sche Botschaft international zu legitimieren. Hage zitierte, ohne den Verfasser zu nennen, aus einer Sammelrezension, die feststellt »the appearance of an unusually large number of accomplished first novels by younger German authors« (Graves 1999, 7). Hage ignorierte Peter Graves' sorgfältige, starke Unterschiede machende Situierung der Texte von fünf AutorInnen in den bundesrepublikanischen Debatten der neunziger Jahre; statt sich um Graves' Erinnerung an »the East German tradition of critically committed literature« und an »socially engaged writing in general« (Graves 1999, 7) zu kümmern, wurde das Lob der Prosa von Karen Duve, Christoph Peters, Judith Hermann, Kathrin Schmidt und Michael Kleeberg eingebaut in einen Text, der durch Wiederholung die Leitworte einhämmerte: »Selbstbewußtsein«, »Unbekümmertheit«, »Unbefangenheit« und »Unverschämtheit« (Hage 1999).

Ein Maßgeschick nur unterließ dem Prediger nationalen Selbstbewußtseins durch populäres, internationales Erzählen; es läßt sich als Wiederkehr des Verdrängten deuten. Hage zitierte ausgerechnet Sartres *Was ist Literatur?*, nämlich die Definition: »Sprechen [...] heißt handeln«, um die DebutantInnen von 1999 gegen die Nachkriegsliteratur auszuspielen: »Übermächtige Schulgedächtnisse waren es [...] welche die deutschen Autoren nach 1945 immer wieder hinderten, literarisch zu handeln, mit Worten vital nach der Welt zu greifen und so einen neuen Blick auf die Dinge zu öffnen.« (Hage 1999, 248) Das aber war nun gerade die Definition des Engagements, wenn Sartre auch das »Handeln durch Entblößen« präzisierte als einen an Leser gerichteten Appell, die Welt zu verändern (Sartre 1958, 17). »Das Erzählen ist«, so Uwe Timm in seinen Paderborner Vorlesungen 1993, »immer auch Stellungnahme, also politisch [...] Das muß in einer Zeit, in der absichtlose Literatur gefordert wird, in der Autoren auf Einmischung verzichten und bereitwillig die Folgenlosigkeit ihres Schreibens beteuern, hervorgehoben werden.« (Timm 1993, 103)

#### Literaturverzeichnis

- Arnold Heinz Ludwig (Hg.): *Ansichten und Ausküntfe zur deutschen Literatur nach 1945*, München 1995 (=text+kritik, Sonderband IX).
- Baier, Lothar: *Was wird Literatur?*, Wien 1993a.
- Baier, Lothar: *Selbstverständnisse Literatenschmäh. Über den neuen deutschen Intellektuellenhof*, in: *Freitag*, 29.J.1993b.
- Baier, Lothar: *Was löst denn überhaupt noch eine Debatte aus?*, in: *Listen. Zeitschrift für Leserinnen und Leser*, 9(1994)35.
- Baumgart, Reinhard: *Wir sind das Volk - nicht Halbzeit im ersten Jahrzehnt der Wiedervereinigung - Eine Fastenpredigt für Rechts-links-Intellektuelle*, in: *Die Zeit*, 6.10.1995.
- Becker, Jurek: *Die Wiedervereinigung der deutschen Literatur*, in: *German Quarterly*, 63(1990a), S. 339-366.
- Becker, Jurek: *Warnung vor dem Schriftsteller. Drei Vorlesungen in Frankfurt*, Frankfurt/Main 1990b.
- Beutin, Wolfgang, u.a.: *Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, 4., überarb. Aufl., Stuttgart 1992.
- Biller, Maxim: *Soviel Sinnlichkeit wie der Stadtplan von Kiel. Warum die neue deutsche Literatur nichts so nötig hat wie den Realismus. Ein Grundsatzprogramm*, in: Franz Josef Götz u.a. (Hg.): *Deutsche Literatur 1992. Jahresübersicht*, Stuttgart 1993.
- Büssinger, Manfred, Daniela Hermes (Hg.): *Zeit, sich einzumischen. Die Kontroverse um Günter Grass und die Laudatio auf Yasir Kemal in der Paulskirche*, Göttingen 1998.
- Böttger, Helmut: *Konsumentenvergnügen. Literarisches Renderzen auf dem Couchtisch*, in: Franz Josef Götz u.a. (Hg.): *Deutsche Literatur 1993. Jahresüberblick*, Stuttgart 1994.
- Bogdal, Klaus-Michael: *Wer darf sprechen? Schriftsteller als moralische Instanz. Überlebensgangan zu einem Ende und einem Anfang*, in: *Weimarer Beiträge*, 37(1991)4.
- Bohner, Karl Heinz: *Ästhetik des Schreckens. Die pessimistische Romantik und Ernst Jünger's Frühwerk*, München-Wien 1978.
- Bohner, Karl Heinz: *Kulturschutzgebiet DDR?*, in: *Merkur*, 44(1990), S. 1015-1018.
- Bohner, Karl Heinz: *Erinnerung an Kriterien. Vom Warten auf den deutschen Zeitroman*, in: *Merkur*, 49(1995), S. 1055-1061.
- Braun, Michael: *Politische Literatur oder Videoclip-Ästhetik? Eine Zeitschriftenanschau zu den neuesten Holzwegen der jungen Literatur*, in: *Freitag*, 25.6.1992.
- Braun, Michael: *Das Krisen-Lamento. Literatur im Abseits - eine Zeitschriftenanschau*, in: *Freitag*, 6.8.1993.
- Braun, Michael: *Das Nachbeben der Avantgarde*, in: *Freitag*, 15.12.1995.
- Braun, Michael: *Abschied vom Engagement. Zeitschriftenanschau: Literatur und Politik zwischen Machthörenschen und neuer Nüchternheit*, in: *Freitag*, 18.7.1997.
- Braun, Volker: *Wir befinden uns soweit wohl. Wir sind erst einmal am Ende. Äußerungen*, Frankfurt/Main 1998.
- Brockmann, Stephan: *A Literary Civil War*, in: *Germanic Review*, 68(1993) S. 69-78.
- Buch, Hans Christoph: *Was bleibt? Oder: »Der Schriftsteller ist zu größerer Verwahrlosung und Verorfenheit fähig als andere Menschen...«*, in: *Neue deutsche Literatur*, 41(1993)8.
- Bullivant, Keith: *The Future of German Literature*, Oxford, Providence 1994.
- Buselmeier, Michael: *VorOrt Deutschland: '89er-Literatur? Zeitschriften-Rundschau*, in: *Frankfurter Rundschau*, 24.6.1995.
- Chotjewitz-Häfner, Renate, Carsten Gansel (Hg.): *Verfeindete Einzelgänger. Schriftsteller streiten über Politik und Moral*, Berlin 1997.

- Czechowski, Ingrid (Hg.): *Das Vergängliche überlisten. Selbstbefragungen deutscher Autoren*. Leipzig 1996.
- Delabar, Walter, Werner Jung (Hg.): *Neue Generation – neues Erzählen. Deutsche Prosa-Literatur der achtziger Jahre*. Opladen 1993.
- Delabar, Walter, Erhard Schütz (Hg.): *Deutschsprachige Literatur der 70er und 80er Jahre. Autoren, Tendenzen, Gattungen, Darmstadt 1997*.
- Delius, Friedrich Christian: *Die Verlockungen der Wörter oder Warum ich immer noch kein Zyniker bin*, Berlin 1996.
- Dotzauer, Gregor: *Scharf geschossen. Über Spatzen und Kanonen im deutschen Literaturbetrieb*, in: *Der Tagesspiegel*, 17.10.1999.
- Drews, Jörg: *Zwischen Traditionalismus und Internet. Zur Beschleunigung der Literaturkritik*, in: *Merkur*, 5/2(1998), S. 531–537.
- Emmerich, Wolfgang: *Zwischen Hypertrophie und Melancholie. Die literarische Intelligenz der DDR im historischen Kontext*, in: Ders., Lothar Probst: *Intellektuellen-Status und intellektuelle Kontroversen im Kontext der Wiedervereinigung*, Bremen: Institut für kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien an der Universität Bremen 1993 (=Materialien und Ergebnisse aus Forschungsprojekten des Institutes, H. 4), S. 5–21.
- Emmerich, Wolfgang: *Kleine Literaturgeschichte der DDR*, erw. Neuauflg., Leipzig 1996.
- Enzensberger, Hans Magnus: *Im Gegenteil. Gedichte Szenen Essays*, vom Autor selbst zusammengetragen und mit einem Nachwort versehen, Gütersloh 1981, S. 371–387.
- Enzensberger, Hans Magnus: *Die Gesellschaft ist keine Hammelherde*, in: *Der Spiegel*, 19.1.1987.
- Erb, Andreas (Hg.): *Baustelle Gegenwartsliteratur. Die neunziger Jahre*, Opladen–Wiesbaden 1998.
- Förster, Nikolaus: *Die Wiederkehr des Erzählens. Deutschsprachige Prosa der 80er und 90er Jahre*, Darmstadt 1999.
- Foucault, Michel: *Dispositive der Macht*, Berlin 1978a.
- Foucault, Michel: *Die Intellektuellen und die Macht*, in: *Foucault: Von der Subversion des Wissens*, Frankfurt/Main–Berlin–Wien 1978b, S. 128–140.
- Foucault, Michel: *Politics Philosophy Culture. Interviews and Other Writings 1977–1984*, New York–London 1988.
- Grass, Günter: *Zwischen den Stühlen. Was heißt heute Engagement? Dankrede zum Fritz-Bauer-Preis*, in: *Die Zeit*, 29.4.1998, S. 40.
- Graves, Peter: *Replanting the garden of the North*, in: *The Times Literary Supplement*, 8.10.1999, S. 7/8.
- Greiner, Ulrich: *Die Vorzüge des Elfenbeinturms. Über Literatur und Engagement heute*, in: *Merkur*, 51(1997), S. 1093–1104.
- Habermas, Jürgen: *Die Neue Unübersichtlichkeit. Kleine Politische Schriften V*, Frankfurt/Main 1985.
- Habermas, Jürgen: *Heinrich Heine und die Rolle des Intellektuellen in Deutschland*, in: *Merkur*, 40(1986) S.453–468.
- Habermas, Jürgen: *Die nachholende Revolution. Kleine Politische Schriften VII*, Frankfurt/Main 1990.
- Hage, Volker: *Die Enkel kommen. Aufbruchsstimmung bei deutschen Schriftstellern und ihren Verlegern*, in: *Der Spiegel*, 11.10.1999.
- Handke, Peter: *Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms*, Frankfurt/Main 1974.
- Haslinger, Josef: *Hausdurchsuchung im Elfenbeinturm. Essay*, Frankfurt/Main 1996.
- Henschel, Gerhard: *Das Blöken der Lämmer. Die Linke und der Kitsch*, Berlin 1994.

- Herzinger, Richard: *Die obskuren Inseln der kultivierten Gemeinschaft. Heiner Müller, Christa Wolf, Volker Braun – deutsche Zivilisationskritik und das neue Antivestertium*, in: *Die Zeit*, 4.6.1993.
- Hielscher, Martin: *Literatur in Deutschland – Avantgarde und pädagogischer Purismus. Abschied von einem Zwang*, in: *Neue Rundschau*, 106(1995)4.
- Huyssen, Andreas: *Das Versagen der deutschen Intellektuellen. Verschiebebahnhof-Literaturstreit*, in: Karl Deiritz, Hannes Krauss (Hg.): *Der deutsch-deutsche Literaturstreit oder »Freunde, es spricht sich schlecht mit gebundener Zunge«. Analysen und Materialien*, Hamburg–Zürich 1991.
- Jens, Walter: *Literatur und Politik*, Pfullingen 1963.
- Jens, Walter: *Macht der Erinnerung. Beobachtungen eines deutschen Europäers*, Düsseldorf–Zürich 1997.
- Kemal, Yasar: *Der Mensch ist worthaft*, in: *FAZ*, 20.10.1997.
- Kinder, Hermann: *Der Mythos von der Gruppe 47*, Eggingen 1991.
- Komm! ins Offene, Freund! Erster gesamtdeutscher Kongress des Verbands deutscher Schriftsteller (VS) in der IG Medien 24.–26.Mai 1991 in Lübeck-Travemünde, Götingen 1992.
- Krause, Markus, Stephan Speicher (Hg.): *Absichten und Einsichten. Texte zum Selbstverständnis zeitgenössischer Autoren*, Stuttgart 1990.
- Kreuzer, Helmut: *Zur literarischen Kultur im vereinigten Deutschland. Ein Überblick*, in: Peter Montecath, Reinhart Alter (Hg.): *Kulturstreit – Streitkultur. German Literature since the Wall*, Amsterdam 1996.
- Krüger, Michael: *Bücher im Überfluss. Ein paar Anmerkungen*, in: *Neue deutsche Literatur*, 41(1993)8.
- Kurbjuhn, Martin: *Die unaufhörliche Koketterie des Schreibers. Einige literarische Posen deutscher Gegenwartssautoren*, in: *Liftaff*, (1993)5/7.
- Lepenies, Wolf: *Gesinnungssüsthetik. Zu Karl Heinz Bohrs Auseinandersetzung mit Jürgens Frühwerk*, in: *Merkur*, 32(1978) S. 1055–1060.
- Lepenies, Wolf: *Vorwärts mit der Aufklärung*, Folge VII: *Die Zukunft der Intellektuellen*, in: *Der Spiegel*, 1.3.1993.
- Leser, Joachim, Georg Gunterblum: *Brauchen wir eine neue Gruppe 47? 55 Fragebögen zur deutschen Literatur*, Bonn 1995.
- Literatur und Politik. Autoren nehmen Stellung: *Das Engagement in der zeitgenössischen Literatur. Eine Veranstaltungreihe des Börsenvereins in der Bundeshauptstadt*, Frankfurt/Main: Börsenverein 1988.
- Lodemann, Jürgen (Hg.): *20 Jahre Empfehlungen der deutschsprachigen Literaturkritik. Die ›Bestenliste‹ des Südwestfunks*, Frankfurt/Main 1995.
- Loest, Erich: *Als wir in den Westen kamen. Gedanken eines literarischen Grenzgängers*, Stuttgart: DVA, Leipzig: Linden 1997.
- Lützeler, Paul Michael: *Einleitung: Von der Spätmoderne – Die deutschsprachige Literatur der achtziger Jahre*, in: *German Quarterly*, 63(1990) S. 350–358.
- Lützeler, Paul Michael (Hg.): *Poethik der Autoren. Beiträge zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, Frankfurt 1994.
- Lunkowitz, Bernd: »Ich wollte immer im geistigen Brennpunkt der Nation sein«. Der Verleger Bernd Lunkowitz über sein Verhältnis zu Literatur und Gesellschaft, in: *Berliner Zeitung*, 27.3.1998.
- Malchow, Helge, Hubert Winkels (Hg.): *Die Zeit danach. Neue deutsche Literatur*, Köln 1991.

- Medicus, Thomas: *Finger auf der Wunde. Intellektuelle und Nation: eine Diskussion in Bonn*, in: *Der Tagesspiegel*, 27.11.1994.
- Medicus, Thomas: *Populäres Sprachrohr der Katharsis. Warum der Schriftsteller Bernhard Schlink bei uns und anderswo so erfolgreich ist*, in: *Frankfurter Rundschau*, 18.2.2000.
- Moniková, Libuse: *Schoß, Aleph, Wunschtorte. Essays*, München–Wien 1990.
- Müller, Herta: *Hunger und Seide. Essays*, Reinbek 1995.
- Neven du Mont, Jürgen: *Vertrauenssache*, in: *Der Tagesspiegel*, 23.10.1993.
- Petsch, Helmut: *Engagement*, in: Wolfgang Fritz Haug (Hg.): *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, Bd. 3, Berlin 1997.
- Petsch, Helmut: *Die Gruppe 47 und das Konzept des Engagements*, in: Stuart Parkes, John Flood (Hg.): *The Gruppe 47 Fifty Years on. A Re-appraisal of Its Literary and Political Significance*, Amsterdam–Atlanta 1999.
- Rathnow, Thomas: *Das Ende des Abgesangs. Jahrzehnt lang wurde die Krise der neuen deutschen Literatur proklamiert. Inzwischen hat sich der Wind gedreht*, in: *Der Tagesspiegel*, 5.12.1998.
- Reich-Ranicki, Marcel: *Die doppelte Optik der Kritik*, in: *FAZ*, 11.11.1995.
- Rosenkötter, Thomas: *Ostgezeiter. Beiträge zur Schimpffluktur*, Frankfurt/Main 1997.
- Sartre, Jean-Paul: *Was ist Literatur? Ein Essay*, übers. von Hans Georg Brenner, Reinbek 1958.
- Schädlich, Hans Joachim (Hg.): *Aktenkundig*, Berlin 1992.
- Schirmacher, Frank: *Abschied von der Literatur der Bundesrepublik. Neue Pässe, neue Identitäten, neue Lebensläufe. Über die Kündigung einiger Mythen des westdeutschen Benutzungsraums*, in: *FAZ*, 2.10.1990.
- Schmid, Thomas: *Pinscherseleitheit. Über die deutschen Intellektuellen und ihre Unfähigkeit, mit der jungen Geschichte zurechtzukommen*, in: *Die Zeit*, 3.4.1992.
- Schmidt, Ulrich: *Engagierter Ästhetizismus. Über neudeutsche Literaturkritik*, in: *Text+Kritik*, (1992)11.13: *Vom gegenwärtigen Zustand der deutschen Literatur*.
- Schneider, Rolf: *Kann die Kunst die Welt verändern? Über literarische Mythen, Hoffnungen, Selbsttäuschungen. Eine Beirachtung*, in: *Die Welt*, 9.8.1997.
- Schreiben aus dem Labyrinth. 12. Kongress des Verbands deutscher Schriftsteller (VS) in der IG Medien. 28. April bis 1. Mai 1994 in Aachen. Göttingen 1995.
- Schütz, Erhard: *Retrospektive auf ein Biotop. Aspekte literarischen Lebens in (West)Berlin vor dem 9. November 1989*, in: *Juni*, 5(1991).
- Seibt, Gustav: *Langer Samstag. Die deutsche Literatur in diesem Herbst*, in: *FAZ*, 7.10.1995a.
- Seibt, Gustav: *Welche Literaturkritik brauchen wir? Von Kellnern und Oberkellnern, von Vorkostern und Unterhaltungskünstlern. Ein Besuch im Restaurant zur deutschen Literatur*, in: *FAZ*, 10.10.1995b.
- Seibt, Gustav: *Strukturveränderungen in der kulturellen Öffentlichkeit. Die neue Ohnmacht des Feuilletons*, in: *Merkur*, 52(1998), S.731–736.
- Spinnen, Burkhard: *Erzählten Geschichten auch Geschichte?*, in: *Neue deutsche Literatur*, 43(1995)4.
- Stadler, Siegfried: *Das große Leipziger Schwitzbad*, in: *FAZ*, 8.6.1993.
- Steinecke, Hartmut: *From two German literatures to one Literature? Reflections on German Unity and certain literary developments from 1970 to 1990*, in: *London German Studies*, 5(1993), S. 187–203.
- Sireul, Irene: *Ästhetik und Moral: Von der Gesinnungästhetik zur autonomen Kunst? Eine Nachbetrachtung zum Literaturstreit*, in: *Deutschland Archiv*, 27(1994) S.969–974.

Thomalla, Ariane: *Deutsche Querelen, fortgesetzt. Tagung über »Kulturmärkte und kulturelle Deutungsmacht«*, in: *FR*, 12.12.1996.

Timm, Uwe: *Erzählen und kein Ende. Versuche zu einer Ästhetik des Alltags*, Köln 1993.

Ude, Karl: *Besondere Kennzeichen. Selbstporträts zeitgenössischer Autoren*, München 1964.

Unsell, Siegfried: *Literatur im Abseits? Polemische Anmerkungen eines Verlegers*, in: *FAZ*, 18.8.1993.

Llosa, Mario Vargas: *Dinosaurier in schweiriger Zeit. Die Literatur darf auf politisches Engagement nicht verzichten*, in: *FAZ*, 7.10.1996.

Vogt, Jochen: *Langer Abschied von der Nachkriegsliteratur. Aus Anlaß der letzten westdeutschen und ersten gesamtdeutschen Literaturdebatte*, in: *Weimarer Beiträge*, 37(1991)3.

Vogt, Jochen: *Have the Intellectuals Failed? On the Sociopolitical Claims and the Influence of Literary Intellectuals in West Germany*, in: *New German Critique*, (1993)58.

Wagenbach, Klaus: *Das Ende der engagierten Literatur?*, in: *Neue deutsche Literatur*, 46(1998)1.

Walser, Martin: *Heimatkunde*, Frankfurt/Main 1968.

Wenn Schreibende reden ... Gespräche zur Frankfurter Castrozentur Poetik

Frankfurt/Main 1998.

Wieniel Literatur im Leben, wieniel Politik in der Poesie? Eine Umfrage unter deutschsprachigen Schriftstellern der Jahrgänge 1950 bis 1966, in: *Neue Rundschau*, 103(1992)2, S.95–130.

Wildenhain, Michael: *Menschen wie Wärmer. Über die Lust an der Literatur*, in: *Neue Rundschau*, 106(1995)2.

Winkel, Hubert: *Zur deutschen Literatur 1996*, in: Franz Josef Götz u.a. (Hg.): *Deutsche Literatur 1996. Jahresüberblick*, Stuttgart 1997.

Winkel, Hubert: *Zur deutschen Literatur 1997*, in: Volker Hage u.a. (Hg.): *Deutsche Literatur 1997. Jahresüberblick*, Stuttgart 1998.

Wittstock, Uwe: *Ab in die Nische? Über neuere deutsche Literatur und was sie vom Publikum trennt*, in: *Neue Rundschau*, 104(1993)3.

# WIRKENDES WORT

*Deutsche Sprache und Literatur in Forschung und Lehre*  
49. Jahrgang 1999

Herausgegeben von Heinz Rölleke

Schriftleitung: Lothar Bluhm

Bouvier

15  
1400  
W390  
49

# Z46918

## Inhalt

### SPRACHE, MEDIEN, UNTERRICHT

(I–III = Heftnummern des 49. Jahrgangs)

Theodor Diegritz/Carl Fürst: Sprachliches Handeln in natürlichen Gesprächssituat-

### MISZELLEN

- Heinz Rölleke: „Schläfst du oder wachst du?“ Eine formelhafte Wendung in Grimms Märchen und anderwärts
- Dietrich Weber: Abschied von der Mutter. Noch einmal zu einer Miniatur Walter Kempowskis
- Bernhard Weisgerber: Muttersprache und Sprachgemeinschaft. Zu Leo Weisgerbers 100. Geburtstag
- Nermann F. Weiss: Zu Friedrich von Hardenbergs Gymnasialzeit in Eisleben

Univ.  
Bibliothek  
Bielefeld

- Stephan Merlen: Fremde Sprachen und Kulturen im lernerorientierten Deutschunterricht
- Joachim Rixes: Das ungenaue Lesen der gegenwärtigen Germanistik. Ein Plädoyer für das scheinbar Selbstverständliche: *close reading*
- Maria Theresa Rolland: Adjektiv und Adverb im Deutschen
- Maria Theresa Rolland: Das Substantiv im Deutschen
- Robert Ruprecht: Versteht Du auch, was du liest? Zur Frage nach dem Zusammenhang zwischen Satzjänge und Textverständlichkeit

### LITERATUR

- Lohar Bluhm: Rimbaud – Klammer – Trakt. Eine ‚palimpsestöse Lektüre‘ von Georg Trakls Winterdämmerung
- Karin Borck/Elisabeth K. Paeffgen: Leben und Leiden. Hiob, Josef K., Franz Biberkopf und Mendel Singer aus theologischer und literaturwissenschaftlicher Sicht
- Gyde Callesen: Zum Narzißmus gezwungen. Heinrichs von Morungen ‚Mir ist geschehen als einem Kind eine‘ (145,1)
- Iris Denneler: „Erzähle ich eine Geschichte, so denke ich ans Essen.“ Zur kulinarischen Poetologie Robert Walsers
- Christoph Gerhardt: Eine unbemerkt gebliebene Bilderhandschrift des Rosengarten zu Worms und der Funktionswandel von Überschriften im Überlieferungsprozeß
- Karl S. Guthke: Lebenskunst, Sterbenskunst. Conrad Ferdinand Meyer und die Kultur des letzten Worts
- Achim Höller: Marcel Proust in der DDR!?
- Gerhard R. Kaiser: Mine de Staél als Dolmetscherin Weimars nach Europa
- Sascha Kiefer: Gesellschaftlicher Umbruch und literarisierter Familiengeschichte. Th. Manns *Unerhördung und frühes Leid* und K. Manns *Kindernovelle*
- Klaus-Dieter Krabbel: ›Die Alten und die Jungen. Publizistische Kontroversen Bert Brechts mit Thomas Mann und Klaus Mann. Mit einem unbekannten Text von Brecht
- Vivian Lisker: Sprachflucht. Zu Martin Walsers Duisburger Rede
- Andreas Meier: „Vom Schwindel erfaßt“. Heines *Harzeise* als Symptom eines kulturgeschichtlichen Paradigmenwechsels
- Stefan Neuhaus: Erich Kästner und der Nationalsozialismus: *Gestern, heute und morgen und Drei Männer im Schnee*
- Holger A. Pausch/Diana Spökene: Walter Benjamin, Roland Barthes und die Diskussion der Modesprache im Werk Thomas Manns
- Volker Wehdeking: Ungleiche Zeiten. Mentalitätswandel in der deutschen Literatur zur Einheit (1989–1999)

### KRITISCHE BEITRÄGE

- Volker Ladenthin: Wenig Nachlaß, viele Nachlässigkeiten. Zur neuen Kästner-Ausgabe
- Jasmin Merz-Grötsch: Elementare Schriftkultur. Anmerkungen zu einem Sammelband
- Franz Orlitz/Anja Schönlaub: Von Thomas Manns „höherem Abschreiben“ bei Nietzsche
- ### REZENSIONEN
- Wolfgang Adam u. a. (Hrsg.): Gesellschaft und Gesellschaft im Barockzeitalter (Dietmar Schubert)
- Jürgen Barkhoff: Magnetische Fiktionen. Literarisierung des Messmerismus in der Romantik (Johannes Barth)
- Italo M. Battafarano (Hrsg.): Morgen-Glantz. Zeitschrift der Christian Knorr von Rosenroth-Gesellschaft 8, 1998 (Rüdiger Zymner)
- Theresa Birkenhauer/Annette Storr (Hrsg.): Zeitlichkeiten – Zur Realität der Künste (Albrecht Classen)
- Michael Braun: Stefan Andes (Helmuth Kiesel/Roman Luckscheiter)
- Peter J. Brenner: Das Problem der Interpretation (Rüdiger Zymner)
- Ralf Breslau (Bearb.): Der Nachlaß der Brüder Grimm (Lothar Bluhm)
- Thomas Broß: Literarische Phantastik und Postmoderne (Casey M. Dinsing)
- Richard Dick (Bearb.): Else Lasker-Schüler. Werke und Briefe. Kritische Ausgabe, Bde. 3,1 und 3,2 (Lothar Bluhm)
- Gabriele Dürbeck: Einbildungskraft und Aufklärung (Rüdiger Zymner)
- Adalbert Erler u. a. (Hrsg.): Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Lieferungen 39–40 (Herbert Wolf)
- Jürgen Fohrmann (Hrsg.): Lebensläufe um 1800 (Rüdiger Zymner)

✓

|  |     |     |
|--|-----|-----|
| <i>Hannes Fricke</i> : „Niemand wird lesen, was ich schreibe“: Über den Niemand in der Literatur (Völker Pantenburg)                                 | II  | 324 |
| <i>Franz Josef Göritz/Hans Sarkowicz</i> : Erich Kästner. Eine Biographie (Volker Ladenthin)   | III | 515 |
| <i>Dirk Heijerer</i> (Hrsg.): Ernst Jünger/Rudolf Schlichter. Briefe 1935–1955 (Rainer Stamm)  | III | 517 |
| <i>Birgit Hock</i> : Modernität als Paradox. Der Begriff der ‚Moderne‘ und seine Anwendung auf das Werk Alfred Döblins (Gabriele Sander)             | I   | 148 |
| <i>Hubert Ivo</i> : Deutschdidaktik. Die Sprachlichkeit des Menschen als Bildungsaufgabe in der Zeit (Reinhard Wilczek)                              | III | 521 |
| <i>Thomas Körber</i> : Arno Schmidt's Romantik-Rezeption (Rüdiger Zymner)  | I   | 153 |
| <i>Rainer Kolk</i> : Literarische Gruppenbildung am Beispiel des George-Kreises 1890–1945 (Michel Espagne)   | III | 510 |
| <i>Helmut Koopmann</i> : Deutsche Literaturtheorien zwischen 1880 und 1920 (Walter Fähnders)   | II  | 319 |
| <i>Helmut Koopmann</i> (Hrsg.): Schiller-Handbuch (Christoph Vratz)  | II  | 317 |
| <i>Heinz Kreuzer/Karl-Wilhelm Schmidt</i> (Hrsg.): Dramaturgie in der DDR (Lars Rademacher)  | III | 519 |
| <i>Hermann Kurzke</i> : Thomas Mann. Das Leben als Kunstwerk (Jürgen C. Jacobs)  | III | 513 |
| <i>Aude Locatelli</i> : La lyre, la pume et le temps (Christoph Vratz)   | III | 513 |
| <i>Mathias Luserke</i> : Der junge Goethe (Thorsten Paprotny)  | III | 507 |
| <i>Albert Meier</i> (Hrsg.): Die Literatur des 17. Jahrhunderts (Rüdiger Zymner)   | III | 504 |
| <i>Harmut Melenk/Klaus Bushoff</i> (Hrsg.): 1848 – Literatur, Kunst und Freiheit im europäischen Rahmen (Elisabeth Pöter)                            | III | 509 |
| <i>Stefan Neumann</i> : Des Lebens bestes Teil. Geschichte und Phänotyp des Tabakmowitz (Karl Jürgen Skrodzki)                                       | I   | 157 |
| <i>Ulrich Profillich</i> (Hrsg.): Komöditentheorien (Rüdiger Zymner)   | III | 503 |
| <i>Heinz Rölleke</i> (Hrsg.): Grimms Märchen und ihre Quellen (Leander Petzoldt)   | II  | 318 |
| <i>Eberhard Sauermann/Hermann Zwierschina</i> (Hrsg.): Georg Trakl. Werke und Briefwechsel. Innsbrucker Ausgabe. HKA, Bde. II und III (Lothar Bluhm) | I   | 144 |
| <i>Horst D. Schlosser</i> (Hrsg.): Althochdeutsche Literatur (Albrecht Classen)  | II  | 310 |
| <i>Gerhard Schmitz</i> : Zyklus und Kompensation. Zur Denkfigur bei Nietzsche und Jung (Doris Wagner)  | I   | 139 |
| <i>Wulf Segebrecht</i> : Heterogenität und Integration. Studien zu E.T.A. Hoffmann (Johannes Barth)  | I   | 136 |
| <i>Izabella Sellmer</i> : „Warum schreibe ich das alles?“ Zur Rolle des Tagebuchs für deutschsprachige Exilschriftsteller (Sigrid Bauschinger)       | I   | 152 |
| <i>Gerhart Schön</i> : Frauen der Aufklärung und Romantik (Jutta Rißmann)  | I   | 134 |
| <i>Brigitte Stuplich</i> : Zur Dramentechnik des Hans Sachs (Albrecht Classen)   | III | 499 |
| <i>Karin Tebben</i> (Hrsg.): Beruf. Schriftstellerin (Albrecht Classen)  | II  | 314 |
| <i>Viretta Virarelli</i> : Nietzsche und die Masken des freien Geistes (Lucas Labhart)   | I   | 140 |
| <i>Robert Weninger/Brigitte Rossbacher</i> (Hrsg.): Wendezeiten, Zeitenwenden. Positionbestimmungen zur deutschsprachigen Literatur (Barbara Nelken) | I   | 154 |

# Ungleichzeitzitigkeiten

Mentalitätswandel in der deutschen Literatur zur Einheit (1989–1999)

Von Volker Wehdeking

Die Nachwendeliteratur seit 1989 setzt sich auf dem Wege zur Berliner Republik mit dem Stadtroman, mit der Nacht des Falls der Mauer und mit dem Weg zu den Montagsmärschen auseinander. Es gab schon vor der Wiedervereinigung, seit Mitte der 60er Jahre (bei Christa Wolf und Günter Kunert etwa) und zunehmend seit 1971, Kritik an den eigenen Zuständen in der DDR, die Erich Honecker scheinbar zu dulden schien, bis mit der Ausbürgierung Wolf Biermanns Ende 1976 der Exodus der meisten wichtigen Autoren in den Westen einsetzte. Nach 1980 näherten sich die Themen und Schreibweisen in West und Ost einander allmählich an, auch wenn sie noch kein gemeinsames kulturelles Feld bildeten: Nachrüstung, Frauenemanzipation und neues Umweltbewußtsein (etwa in Monika Marons *Flugasche*, 1981) wurden in beiden Deutschland thematisiert, und in der DDR zeigten sich zunehmend auch ästhetisch Ansätze zu westlicher Spätmoderne.

Die kurze Euphorie nach dem Fall der Mauer hat auch in der deutschen Literatur einem breiten Mißvergnügen der Ungleichzeitzitigkeiten Platz gemacht. Diese zehn Jahre deutscher Romane seit 1989 stehen im Zeichen des Umbruchs auf dem mühsamen Weg zur kulturellen Reintegration beider Deutschland. Die Auffächerung der Traditionstrände in Mitteleuropa seit etwa 1985 läßt sich den Aporien der frühen Nachriegsliteratur (1945–1952) in einer Kontrastfaktur vergleichen: was damals getrennt wurde, wächst nun, ungeachtet aller Rückschlüsse, wieder zusammen. Der moderne Berlinroman west- und ostdeutscher Autor(innen), frauenspezifische und ökologiebewußte Texte herrschen neben dem System- und Generationenwandel ebenso vor wie das neue Unbehagen an der Elbburggesellschaft.

Das läßt sich an den aus der ehemaligen DDR kommenden Lyrikern Volker Braun, Günter Kunert und Durs Grünbein als Mentalitätswandel ebenso ablesen wie die neueste Skepsis gegenüber einer zunächst herbeigeschönten Integration. Einen ähnlichen Wandel zeigen Romane und Dramen junger Autoren wie Kurt Drawert, Thomas Brussig, Ingo Schulze und im Westen neue Berlinromane von Peter Schneider und Jakob Ajrouni. Generationenromane von Monika Maron, Brigitte Bürmeister, Wolfgang Hilbig und Reinhard Jirgl, aber auch Autobiographien von Günter de Bruyn, Christoph Hein, Günter Kunert und Martin Walser ließen in den späten 90er Jahren die Nachriegsentwicklung wiederaufleben. Kurz vor der Epochenschwelle des Jahres 2000 liest sich dies auffallend parallel zu den

Familien- und Generationenromanen in den USA (Tyler, Updike, De Lillo und Roth), Italien (S. Tamaro) und Frankreich (J. Rouaud).

Wie Günter de Bruyn wiederholt und überzeugend betont hat, blickte man schon lange vor dem Fall der Mauer im Selbstverständnis der DDR-Bürger immer nach Westen. Die Rolle gerade des West-Fernsehens für die Stimmungslage der DDR-Bevölkerung in den Jahren vor der Wende ist sicherlich ein mentscheidender Faktor für die Entwicklung von 1989 gewesen. Das betont der renommierte Historiker Eberhard Jäckel in seiner neuen Studie *Das deutsche Jahrhundert* (1996) zum Dilemma einer DDR zwischen 1961 und 1989, nur durch eine Mauer ihre Bevölkerung an der Flucht hindern zu können, aber die Medien nicht mitauszugrenzen. [...]

Die Absperzung, die allein sie sichern konnte, hatte jedoch den fast ebenso existentiellen Nachteil, vor aller Welt offenkundig zu machen, daß dieser Staat vom Volk nicht legitimiert war. Insofern die DDR nur ihren eigenen Bürgern, von streng geprüften Ausnahmen abgesehen, die Ausreise verwehrte, fremden Personen aber weiterhin grundsätzlich die Einreise gestattete, rückte sie sich selbst in den Rang eines Gefängnisses, dessen Insassen es nicht verlassen, wohl aber Besuch empfangen dürfen. [...]

Die Bundesrepublik blieb in jeder Hinsicht überlegen. Das war um so nachteiliger, als es nicht verborgen werden konnte. Die Absperrung konnte nämlich auf den Bereich der Kommunikation nicht ausgedehnt werden. Die DDR verbot zwar die Einfuhr von Zeitungen und Zeitschriften. Den Versuch aber, den Bürgern auch den Empfang von westdeutschem Rundfunk und Fernsehen zu verbieten, mußte sie nach einiger Zeit aufgeben. Die Folge war, daß die Bevölkerung oder doch der größte Teil von ihr ständig gleichsam aus ihrem Gefängnis hinausblicken konnte. Kein anderes Regime in der Welt mußte unter so schwierigen Bedingungen regieren.<sup>1</sup>

So kann Eberhard Jäckel zu dem Fazit kommen, daß die DDR, in ihrem Bemühen seit 1949, sich von dem alten Staat, also dem besetzten Deutschland, zu distanzieren, nie über die Rolle eines „Gegenstaats im Osten“, und damit ohne „wirkliche Eigenständigkeit“ hinausgelangt war.<sup>2</sup> Das bringt uns zur Frage der kulturellen Tradition mit ähnlichem Fazit:

Gerade in dem sich [die DDR, d. V.] von dem alten Staat distanzierte, wo immer sie konnte, und die Bundesrepublik beschuldigte, es nicht zu tun, räumte sie ein, daß der andere deutsche Staat die deutsche Geschichte forsetzte und der Vertreter des alten Gesamtstaats war. Die DDR war von Anfang an und blieb bis zu ihrem Ende auf die Bundesrepublik fixiert. Nicht nur die Bewohner blickten ständig nach Westen. Die ganze Geschichte der DDR stand unter dem Gegenatz zur Bundesrepublik. Bereits ihre Gründung am 7. Oktober 1949 war eine Entgegnung auf die deutsche Staatsgründung, die mit der Verkündigung des Grundgesetzes am 23. Mai 1949 erfolgt war.

Wirkliche Eigenständigkeit war ihr niemals vergönnt. Damit ist nicht nur die Abhängigkeit von der Sowjetunion gemeint. Die Bundesrepublik war am Anfang kaum weniger abhängig. Sie knüpfte jedoch an die eigenen Traditionen an, während die DDR mit ihnen brach. [...] Vor der Wende, d. V.) entscheidend wurde jedoch, daß die Sowjetunion ihre Politik änderte, nach dem dort 1985 Michail Gorbatschow an die Macht gekommen war. Er wollte die Erstarrung überwinden, in die sein Land verfallen war, und den kalten Krieg endgültig beenden. [...] Er forderte die Selbständigkeit in den Staaten des sowjetischen Blocks,

machte ihnen klar, daß sie auf die Hilfe aus Moskau nicht mehr zählen konnten, ohne wohl zu erkennen, daß er ihnen damit die Existenzgrundlage entzog. Die Führung der DDR erkannte diese Gefahr rasch und brach doch auch daran zusammen. Der auslösende Faktor war der gleiche, der sie in ihrer Entstehung begleitet hatte. Große Teile der Bevölkerung nutzten noch immer jede Gelegenheit, den Staat zu verlassen.<sup>3</sup>

Daß es noch im selben Monat November 1989 jedoch zu jenem entscheidenden Parolenwandel kam, von „Wir sind das Volk“ zu jenem Wunsch nach deutscher Einheit in der Parole „Wir sind ein Volk“, und in weiteren Wahlen zum Beitritt zur Bundesrepublik, zur Übernahme ihres Namens und Grundgesetzes, mit der allerdings gewichtigen einzigen Neuerung des Wechsels von Bonn nach Berlin, hat gewiß auch kulturelle Traditionssgründe. Ausgehend von gleichberechtigt nebeneinanderstehenden Dimensionen von Gesellschaftsgeschichte in der Verschränkung sozialer, ökonomischer, politischer und kultureller Entwicklungen, läßt sich die Nachkriegs- und Nachwendezeit anhand der Literatur beider Phasen als eine weitgehende Kontrastfaktur mit vergleichbaren kulturellen Komponenten solcher Gegenstreuung darstellen.

Die Nachkriegsperiodisierung reicht hier von 1945 bis etwa 1950/52, in beiden Deutschland getrennt seit 1949, als im Westen die Literatur der Inneren Emigranten und die Kriegsthematik einer neuen Literatur der Gruppe 47 und der bundesdeutschen Gegenwartsthematik wich, im Osten seit 1949 der Antifaschismus der Emigranten zur Literatur des sozialistischen Aufbaus – „Ankunftsliteratur“ und „Bitterfelder Weg“ – wurde. Die Nachwendeliteratur reicht von 1990 bis heute, mit Vorläufersymptomen seit etwa 1980, als ein allmähliches Zusammenwachsen im „literarischen Feld“ anhand der Formen und Themen. Die beiden Währungsreformen, der 20. Juni 1948, gefolgt von der Berliner Luftbrücke 1948/49, und der 1. Juli 1990 mit der neuen Wirtschafts- und Währungsunion sind ebenso Scharniere der Darstellung einer solchen Spiegelung, wie die staatliche Trennung und Wiedervereinigung: die Gründung der beiden Deutschland 1949 (Mai und Oktober) und - nach der Maueröffnung am 9. Nov. 1989 – der 3. Oktober 1990 als Beitritt der DDR zur Bundesrepublik und deren Grundgesetz nach Artikel 23.

Die Thesen von Eberhard Jäckel in seinem Überblick *Das deutsche Jahrhundert* (1996) akzentuierten die Darstellung der spiegelbildlichen Vorgänge mit dem Hauptunterschied des auf der politischen Ebene gewachsenen Vertrauens in die bundesdeutsche Demokratie, so daß nach der deutschen Teilung im Zeichen des Kalten Krieges nun die „Zwei-plus-Vier-Gespräche“ im Zeichen einer nachideologischen Friedensräte zwischen den Großmächten stattfanden:

„Das Jahr 1990 wurde das erstaunlichste des Jahrhunderts. Nie zuvor hatte sich in Deutschland so vieles so grundlegend, so friedlich, so freundlich und so einvernehmlich geändert [...] auf zwei Ebenen, einer deutschen und einer internationalen, die wechselseitig aufeinander einwirkten.“<sup>4</sup>

Auch hier setzten der Fall der Mauer und die Wirtschafts- und Währungsunion 1989/90 dramatische Akzente. Die gelenkte, zensierte und geheimdienstlich überwachte Verlags- und Medienszene machte buchstäblich über Nacht der freien

Marktwirtschaft Platz. Was aus DDR-Sicht in der ersten Nachwendezeit wie die „Furie des Verschwindens“<sup>5</sup> gewirkt haben möchte, so daß Volker Braun klagte, „die eine Struktur schiebt sich über die andere wie Lava“, sollte bald einer neuen, auch zahlenmäßig eindrucksvollen Blüte weichen. Heute sind aus der Subkulturszene Dresdens, Leipzigs und Ostberlins erwachsene Verlagsneugründungen, zusammen mit dem Erhalt umgestalteter alter Verlage und neuer Foren der Bürgerbewegungen zu einer Zahl von 250 Verlagen in den neuen Bundesländern im Jahre 1995 – gegenüber 78 Verlagen vor 1989 – angewachsen. Auch den alten Kulturhäusern und Jugendclubs, die in ländlichen Gebieten zu DDR-Zeiten zu einer beispielhaften Kulturdichte geführt hatten, stehen trotz des marktbedingten Kahlschlags besonders in Ostberlin allein bis 1993 „an die 500 neu gegründete Kulturvereine und -initiativen“, darunter viele Galerien, gegenüber. Freilich müssen die neuen Bundesländer mit ihrer immer noch höchsten Theaterdichte im weltweiten Vergleich ihre vor 1989 etwa 6 500 neuen Buchtitel im Jahr nun in die Konkurrenz mit bundesdeutschen 60 000 Neuerscheinungen einbringen. Renommierte Zeitschriften wie „Sinn und Form“ konnten gerettet werden (heute im konsolidierten Aufbau-Verlag erscheinend), andere wie „Neue deutsche Literatur“ oder „Theater der Zeit“ erlebten drastische Abonnenten-Einbußen, von 14 000 auf 2 500 bzw. 12 000 auf 3 500 im Jahre 1992. Das deutliche Wiedererstarken der Leipziger Buchmesse ist ein weiteres, innovatives Hoffnungszeichen, wie Medienresonanz und Feuilleton-Sonderbeilagen seit dem Frühjahr 1997, etwa in der „Zeit“ und der FAZ, eindrucksvoll, auch im Bereich der Belletistik, belegen.

Nach 1989 und besonders Mitte der 90er Jahre häufen sich DDR-Aufarbeitungstexte in spätmoderner Ästhetik und neuer Satire mit Leserwirkung in den „alten“ und „neuen“ Ländern. Daß nun, seit 1994 zunehmend, Satireformen und Humor in die deutsch-deutsche Thematik oder die DDR-Generationen- und Aufarbeitungsthematik Einzug halten, ist ein Zeichen für die allmähliche Normalisierung im Kulturbereich ungeachtet weiterbestehender Ungleichzeitigkeiten. Rita Kuçynskis neuer Roman *Staccato* (1997) etwa spiegelt die derzeit abwartende Stimmen zwischen West und Ost in der Skepsis einer jungen Frau angesichts der Erfahrungen mit dem raschen Anschluß an den Westen; sie resigniert ungeachtet eines nach der Wende ihr zugefallenen Ost-Berliner Hauses und verliert ihr Erbe wieder; die vermeintliche Chance der Wende erweist sich einmal mehr als Identitätsverlust. Thomas Brüssig findet mit seinem schwarzen Humor im Roman und neuerlich der Bühnenversion von *Helden wie wir* (1995) ein breites Publikum in West und Ost. Der Selbstbefreiungstext *Abgehauen* von Manfred Krug ebenso wie Margarethe von Trottas Mauer-Film „Das Versprechen“ (1995) oder Erich Loests Fernsehverfilmung „Nikolaikirche“ durch Frank Beyer zeigen Stationen auf dem Weg zur Wende; und Jurek Beckers Fersehserie „Wir sind auch nur ein Volk“ (1994/95) konfrontiert die ungleichen Mentalitäten mit trockenem Understatement. Die ästhetischen Mittel von Brüssig, Drawert und Kucynski verweisen auf die Wiederaufnahme westlicher Spätmoderne. Einer Erzählprosa voll innovativer

Kontraste wie jene des 1962 in Dresden geborenen Ingo Schulze über die Menschen in St. Petersburg, *33 Augenblicke des Glücks* (1995) kann man, in den Worten des Bremer DDR-Literaturhistorikers Wolfgang Emmerich, kaum mehr „das Etikett DDR-Literatur“ anheften: „Hier hat ein Autor einen Text jenseits aller DDR-typischen Lebens- und Schreibmuster vorgelegt (und seien es die des Prenzlauer Berges) – und damit signalisiert, daß DDR-Literatur natürlich nach und nach aufhört.“<sup>8</sup>

Einen etwas anderen Ansatz als Emmerich vertritt Iris Radisch in der *Zeit*<sup>9</sup>, wenn sie bereits im Untertitel ihres Beitrags zu beiden deutschen Literaturen für 1997 und vor allem im Blick auf Reinhard Jirgs Roman *Hundsnächte* (1997) mit dessen Arno Schmidt nahen experimentellen Zahlenzeichen und Expressionismen in der Landschaftsgestaltung oder der gedrängten Syntax die zugespitzte These vertritt: „immer noch, jetzt erst recht, gibt es zwei deutsche Literaturen: selbstverliebter Realismus im Westen, tragischer Expressionismus im Osten.“ Da aber war der von einem breiten Spektrum der deutschen Feuilletonkritik als bedeutend eingestufte, neue Roman von Ingo Schulze, *Simple Stories* (1998) noch nicht erschienen, und der inzwischen ebenfalls vielbeachtete „Wenderoman“ (Martin Walser)<sup>10</sup> von Gert Neumann, *Anschlag* (1999) belegt ebenfalls, daß kein „tragischer“ Expressionismus dominiert, wohl aber gelegentlich, wie auch bei Angela Krauß (*Die Überfliegerin*, 1995), eine Wiederaufnahme von Kafka. Wenn man überhaupt von einer ostdeutschen Dominante im Erzählen am Jahrhundertere sprechen darf, wo sozielle Stile und Sichtweisen auftreten, dann ist sie eher in der Zuwendung zu neuen angloamerikanischen ästhetischen Strukturen zu finden, vom Minimalismus der Alltagsschilderung in den szenischen Fragmenten bei Sparschuh, Schulze, und Lange-Müller bis zur Philip Roth verpflichteten Satire Thomas Brüssigs und zum psychologischen Realismus der Burmeister und späten Christa Wolf (*Hierzulande Andermorts. Erzählungen*, 1999).

Für den neuen Roman von Ingo Schulze, *Simple Stories*, muß man diese Einsicht noch einmal differenzieren: die Lebensgeschichten der Altenburger sind sehr wohl typisch für die ‚neuen Bundesländer‘ neun Jahre ,danach‘: sie zeigen die Schwierigkeiten der neuen Identitätsfindung im kulturellen Vorgang einer zunehmenden „Verwestlichung des Ostens“. Das Stilmittel einer streng exoterischen Erzählperspektive in Alltagsszenen und -Dialogen verdankt sich der Tradition des amerikanischen Minimalismus und einer Wiederaufnahme Hemingways. Schon der Titel *Simple Story. Ein Roman aus der ostdeutschen Provinz* (Berlin: Berlin Verlag, 1998) verrät einiges über die ungewöhnliche Machart des Romans: es sind 29 Kurzgeschichten, erzählt als Alltagsausschnitte und locker verbunden durch rund zweihundert wiederkehrende Romanfiguren, die sich um die Familien Meurer und Schubert kristallisieren.

Die amerikanischen Autoren in der Tradition der lakonischen Außensicht und des Alltagsminimalismus klingen ebenfalls im Titel an: von Hemingways Nick-Adams-Geschichten (*In Our Time*, 1925) bis zu Raymond Carver (*Die Kathedrale*, 1983),

Robert Coover, Cheever und Barthelme. Wir erleben Durchschnittsbegebenheiten aus Altenburg bei Leipzig, wo Schulze (geb. 1962) in den frühen 90er Jahren Dramaturg am Landestheater und Redakteur war. Die ‚simple‘ Oberfläche täuscht: der ‚Untertext‘ zeigt, daß nach der Wende manchen im täglichen Überlebens- und Anpassungskampf die Vergangenheit nicht schlafen läßt und soziale Positionen sich verschieben wie auf dem Glücksrad. Einzig die Gemeinschaft bleibt, wie ehedem gefestigt, auch wenn es zu Totschlag, Scheidung und Vergewaltigung kommt. Die Szene bleibt, wie im falschen Plural „Storys“, provinziell, Nebensauplätze sind auch einmal Berlin, Assisi und New York. Die Vielschichtigkeit der Handlungen des großen Personenensembles ist so angelegt, daß es keine eigentlichen Hauptfiguren gibt, nur ein Kaleidoskop verfehlter Glücks- und Identitätssuche. Die Bandbreite der Berufe und sozialen Schichten um Ernst Meurer, dem das System während der DDR-Jahre als Schuldirektor Übermacht verlieh, und seines einstigen Opfers, dem Lehrer Dieter Schubert, den er zu Berufsverlust und drei Jahren Zwangsarbeit wegen des Duldens „antibolschewistischer“ Sprüche brachte, umfaßt neben der Pädagogik Journalist(innen), Kunsthistoriker, Kellner, Hausfrauen, Schriftsteller, Politiker und – natürlich – den westlichen Immobilien spekulanten und Manager. Das Ganze wird geboten in Perspektivenwechseln und harten Schnitten wie im Film, ungeachtet knapper Inhaltsvorblenden. „Der rote Meurer“ wird nun, nach seiner Bloßstellung durch Dieter Schubert – in einer grotesken Ansprache von der Kirchenmauer in Assisi herab –, von allen in die Isolation und zunehmende Paranoia getrieben. Schuberts Familienleben gerät nach der Wende ebenso auf Abwege: die Tochter Conny wird von einem West-Spekulant anvergewalzt, er selbst läßt die Ehefrau zugunsten einer quasi Prostituierten im Stich und erleidet einen Herzinfarkt beim Karpfenangeln. Alle Personen werden nach der Wende in ihrer bürgerlichen Existenz beschädigt: so arbeitet der Kunsthistoriker nun als Froschmann in der Fußgängerzone, seine Frau stirbt, weil man sich kein Auto mehr leisten kann, auf dem Fahrrad, angefahren vom Wagen einer Politikerin, die meint, es sei nur ein Dachs gewesen und keine Hilfe leistet. Die Direktorin des Naturkundemuseums verliert die Stellung, vielleicht wegen Sasi-Mitarbeit, und probiert voller Lebensorge die Männer durch, gerät an den Alkohol und heiratet schließlich fast wahllos. Die Warenwelt bleibt greifbarer als die Partnerbeziehungen, der einzige Schriftsteller im Roman begeht Selbstmord, aber kunstvoll enthält sich der Autor jeden psychologischen Kommentars. Die Kritik hat gerade an diesem Verfahren die Qualität eines seismographischen Nachwenderromans gefeiert und Altenburg als Paradigma einer Welt bedrohter Lebenssicherheit im Umbruch erkannt.

Thomas Brüssigs Roman *Helden wie wir* (Berlin: Vlg. Volk und Welt, 1995) holt die internationale Spätmoderne durch Anlehnungen an Philip Roth, John Irving und Günter Grass' *Blechtrommel* (1959) nach. Sein noch im selben Jahr in zweiter Auflage erschienener, inzwischen auch als Theaterstück aufgeführt, Schelmenroman zeigt einen Antihelden Klaus Uhlitzscht, der seine Kindheit in einem alle Sex-

triebe unterdrückenden Elternhaus – die Mutter ist Hygieneinspektorin, der Vater bei der Stasi – als Außenseiter erlebt. Beim frühen Spiel mit Gleichaltrigen leidet er unter seinem zu klein geratenen Penis. Diese Komplexe, verstärkt durch einen Vater, der ihn für einen Versager hält, ziehen sich bis in die Militärzeit fort, bis ihn ebenfalls die Stasi wirbt. In Allmachtsphantasien träumt er schon vom Einsatz als Retter des Sozialismus und Spitzengagent, besonders als seine besondere Blutgruppe ihn aus dem Alltag sinnloser Personenüberwachungen befreit, weil er Blut für das Staatsoberhaupt Honecker spenden soll. Schon sind die Montagsmärsche in vollem Gang, als er sich auf dem Alexanderplatz am 4. November 1989 einfindet. Dort hört er Christa Wolf sprechen und verwechselt sie mit der Eislauftrenerin Jutta Müller, weil beide aus Bürgerrechten sogleich-Pflichten machen. Bei einem Treppensturz vor dem Stasigebäude verletzt er sich die Geschlechtsteile durch eine zwischen die Beine geratene Stange. Im Krankenhaus liest er wenig erbaut Christa Wolfs Roman *Der geteilte Himmel* (1963), worin die damals gebaute Mauer unerwähnt bleibt, und freut sich über das zu neuer Größe mutierende Glied.

Dem Reporter der *New York Times* erzählt er nun in Rückblenden, wie es, ganz im Stil eines Rabelais-Romans, zum Ende der Mauer kam: als die abwartenden Mitbürger an einem offenen Grenzübergang noch zögern, wer vorangehen soll, stürmt Uhlitzscht in neuer Ich-Stärke zum Tor, öffnet demonstrativ den Mantel, und die vom Anblick des gigantischen Glieds schockierten Grenzpolizisten lassen ihn wie hypnotisiert hindurch. Hinter ihm stürmt das Volk in die Freiheit. Gestützt auf die psychologische DDR-Studie von H. J. Maaz, *Der Gefühlsstaat*, und Philip Roth' *Pornoy's Complaint* (1969) zeichnet der 1965 geborene Brussig seinen Scheism als 'missing link' der DDR-Geschichte auf dem Weg zur Wende in einem satirischen Verfahren auf den Spuren von Rabelais. Über den auf die frühere Lustfeindlichkeit seiner Landsleute gemünzten Pikaro-Roman mit Freud-Anspielungen und dessen pubertäre Komik konnten auch sie lachen, wie der Verlagsereignis dort zeigte. Die Verfilmung des neuen Brussig-Romans, *Sonnenallee* (1999), verstärkt den Effekt befreienden Lachens über bedrückende DDR-Verhältnisse mit nostalgischen Obertönen.

### Zwei Ansichten nach dem Fall der Mauer

An der Christa-Wolf-Rezeption läßt sich – nach dem Literaturstreit 1990 – bis zur Aufnahme des jüngsten *Medea*-Romans (1996) die immer noch in Ost und West geteilte Bewertung für ein grundsätzliches Nachdenken und für eine behutsamere Verständigung auf beiden Seiten über die Rolle des nicht systemkonformen Autors in der DDR während der Diktatur fruchtbar machen. Wie Therese Hörnigk (Humboldt Universität) jüngst auf einem Bonner Symposium zur „Literatur in der Diktatur“<sup>11</sup> ausführte, war Christa Wolfs Rolle als „Moralische Instanz“ vor allem in der späteren DDR seit 1968 durchaus unbequem für den Staat:

In einer Wirklichkeit, in der Literatur in Ermangelung demokratischer Öffentlichkeit als Transportmittel individueller und kollektiver Selbstverständigung fungierte, ließ sich gerade der moralische Gestus der Texte lesen als Medium gegen Pragmatismus und autoritäre Machtanmaßung, der Werte einklagte, die auf dem langen Wege einer fehlaufenden Geschichte verlorengegangen oder nie in Angriff genommen waren. In dem Maße, wie die 'offizielle Wahrheit' alleinige Geltung beanspruchte und gleichzeitig mit der Erfahrung der Individuen in Widerspruch geriet, begannen auch in der DDR kritische Intellektuelle, die Wirklichkeit an der Idee zu messen.<sup>12</sup>

Der öffentliche Protestbrief gegen die Biermann-Ausbürgerung, von Hermann und Stefan Heym initiiert und auch vom Ehepaar Wolf unterschrieben, markierte 1976 diesen Umschlag, der im Rückblick ein kulturelles Signal für den Anfang vom Ende der DDR bedeutete. Ein anderes Thema ist es jedoch, ob noch 1996, mit Christa Wolfs *Medea*-Roman, ein Beharren auf der eigenen früheren Position, wie sie in den Reformvorschlägen im Aufruf „Für unser Land“ am 4. November 1989 laut wurde, in allegorischer Verbrämung überzeugen kann. Eine aufrichtige Aufarbeitung der DDR-Jahre gelingt dagegen Günter de Bruyn in seinem neuen „Lebensbericht“ *Vierzig Jahre* (1996).

In diesem, passagenweise doch sehr dicht und intensiv geschriebenen Lebensbericht, ist Günter de Bruyns Ehrlichkeit in der Entscheidung für die Innere Emigration in der DDR auffallend. Seine Anhänglichkeit an die Ostberliner Bibliotheksjahre, den Wohnsitz der Mutter und ein billig erworbenes Bauernhaus als Schreib- und Fluchttort an einem Nebenflüsschen der Spree, zwei Bahnstunden von Berlin entfernt, geben ihm „Bodenhaftung“<sup>13</sup>, er hält aber unbeirrt am Fortbestand einer deutschen Kulturnation während all der DDR-Jahre fest und empfindet schließlich den Fall der Mauer als ein Stück glücklich verlaufener deutscher Geschichte, hierin am ehesten Martin Walser vergleichbar. In der frühen Nachkriegszeit noch leidenschaftlicher Thomas-Mann-Leser und die Gruppe 47, darunter lebenslang Heinrich Böll, mit Interesse verfolgend, kann sich de Bruyn der Kulturbürokratie lange entziehen, da sein Interesse an Jean Paul, dessen Biographie er unter andrem schreibt, und seine Erzählungen der leisen Töne mit Wanderungen in der Mark auf den Spuren Fontanes nicht auffallen. Bis in die siebziger Jahre hinein stellt er gerade am Beispiel des Vorbilds Böll an sich selbst diesen Mangel deutlicher Zeitkritik fest:

Ich konnte als Leser seine Verhältnisse mühevlos in meine andersgearteten übertragen, als Schreiber guten Gewissens nach seinem Vorbild die Örtlichkeiten, die mir lieb und vertraut waren, benutzen – wie ich auch seine kritische Haltung zur westdeutschen Entwicklung der Nachkriegsjahre als vorbildlich für die Kritik am anderen deutschen Teilstaat empfand. [...] Bedeutet nicht Böll-Nachfolge, in diesem Teil Deutschlands, so hätte ich fragen können, den hiesigen Herren, statt sie zu preisen, die Wahrheit zu sagen? Aber was ich dann sagte, fiel harmlose, schwerer verständlich und vor allem viel länger aus.<sup>14</sup>

Nach 1968, dem Publikumserfolg mit dem Roman *Buridans Esel*, der beim Mitteldeutschen Verlag ebenso wie bei S. Fischer im Westen gedruckt wurde (obwohl

Max Walter Schulz als wichtiger Verlagsautor das Ganze samt „ironischem Ton“ als einen „verdeckten, heimtückischen Angriff auf die sozialistische Gesellschaft“ sah), gewann de Bruyn die Funktion eines Autors, der „im Innern unbequem“ war, aber als „Beweis für literarische Vielfalt und Toleranz“ brauchbar, „als Kulturnalibi“<sup>15</sup>. Er schließt sich dem Kreis um das Ehepaar Wolf an. Als er Ende der 60er Jahre unter den Verhältnissen leidend magenkrank wird, verschaffen ihm die Wolfs Einlaß in eine psychotherapeutische Klinik und er findet danach Wege, ein einsames Bauernhaus auf dem Lande günstig zu erwerben. In der Waldinsamkeit sieht er sich als einen Thoreau mit seinem *Walden*, versetzt ins 20. Jahrhundert:

Waldeinsamkeit ist mir nie unheimlich gewesen. Immer waren es Menschen, die mich erschreckten. Denen war ich nun ausgewichen. Es war das Glück, den eträumten Rückzug geschafft zu haben, der mich nicht schlafen ließ. Ich war, dachte ich, in die Emigration gegangen, ohne das Land, das mich hielt, verlassen zu haben. Dem Staat war ich auf seinem eigenen Territorium entflohen. Hier wurde es mir besser gelingen, die Zensur beim Schreiben aus meinem Bewußtsein zu tilgen.“ De Bruyn beschreibt aber auch mit bitterer Ironie, wie noch in der selben ersten Nacht im neuen Refugium „Panzerspähwagen“ zu einem dreitägigen Manöver anrollen, „als wollten sie mich Staatsräson lehren. [...] Die Russen bringen Granatwerfer in Stellung und „Tag und Nacht lärmten Panzer und Tiefflieger. Infanteristen stürmten brüllend durch meinen Garten, ohne mir auch nur einen Blick zuzuwerfen.“<sup>16</sup>

Als de Bruyn 1976 das Biermann-Protestschreiben mitunterzeichnet, wird die Walldidylle öfters von der Stasi heimgesucht, die mit bösen Tricks wie der Verleumdung eines mit fingierten Fotos bewiesenen Ehebruchs mit einer Pfarrersfrau aus der katholischen Bewegung dem standhaften Autor zusetzen, vergebens. Am Ende der DDR, ein halbes Jahr vor der Maueröffnung, soll er den Nationalpreis erster Klasse erhalten, dessen Erhalt bisher Kurt Hager verhindert hatte, und nun hat de Bruyn den Mut, den Preis abzulehnen. Lapidar notiert er: „Die Souveränität, die ich Spätentwickler gewonnen hatte, war dem Staat inzwischen abhanden gekommen. Vierzig Jahre lang war er mit Hilfe von Angst regiert worden; als die sich abgebaut hatte, war es mit dem Regieren vorbei“.<sup>17</sup>

Am Ende des Buches, das mit der Maueröffnung schließt, grenzt sich de Bruyn unmißverständlich von der ‚Ostalgie‘ im Aufruf von Christa Wolf, Christoph Hein und anderen ab. Man merkt es dem „Lebensbericht“ an, daß der Autor die inzwischen erlebten Erfahrungen mit dem in Fortschritten und kleinen Rückschlägen verlaufenden kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Zusammenwachsen in diese Vignetten der Maueröffnung mitintegriert hat.

An den Schluß meines Themas gehört sicher auch eine Überlegung, wie die Literaturwissenschaft sich im weiteren die Geschichtsschreibung der zeitweise getrennten deutschen Literatur vorstellt. Der Bochumer Germanist Paul Gerhard Klussmann<sup>18</sup> differenziert: „Als ‚eigentliche‘ DDR-Literatur kann man diejenigen bezeichnen, die den realen Sozialismus affirmativ vertreten und manifestiert haben von J. R. Becher, Helmut Sakkowski bis Hermann Kant – man kann aber

auch in einer umgekehrten Weise der Wertung die Dissidenten Uwe Johnson, Hans-Joachim Schädlich, Jürgen Fuchs und Lutz Rathenow als die eigentliche DDR-Literatur definieren.“ Auch hier erscheint mir der Kommentar von Günter de Bruyn in *Vierzig Jahre*, der auf Einseitigkeit solcher verengten Perspektiven zielt, von klärender Prägnanz:

Der Aufruf vom 4. November „Für unser Land“ und für einen „verbesserten Sozialismus“ erscheint ihm, als „zöge man aus Furcht vor dem Unbekannten das Gewohnte, das von klein auf Gelernt vor. Mich jedenfalls berührte diese späte Identifizierung schmerzlich“, so de Bruyn, weil für den Autor der gemeinsamen Kulturation solche „nachträglichen Liebeserklärungen“ ans DDR-System seiner „Wunschvorstellung vom Empfinden Befreiung so gar nicht entsprach“: „Die SED-Theorie von den zwei deutschen Nationen mit den zwei deutschen Kulturen, von denen die eine der anderen auch noch um eine Geschichtsepoke voraus sein sollte, hatte meine Überzeugung nicht ändern können, daß auch während der staatlichen Teilung die eine Nation noch immer bestand. Ich glaubte nicht an die Möglichkeit einer baldigen Wiedervereinigung, wohl aber an die Beständigkeit einer nationalen Kultur. Meine Ansicht, daß nicht in Jahrzehnten zerstört werden könne, was sich in Jahrhundertern gebildet hatte, fand sich auch darin bestätigt, daß die Mauer und die politische Einbindung in den kommunistischen Osten keine Russifizierung zur Folge gehabt hatte und der Blick der DDR immer, ob freundlich oder feindlich, auf den freieren und größeren Teil Deutschlands gerichtet war“.<sup>19</sup>

Wie Walser sieht de Bruyn das Dogma der Abgrenzung „unter den Füßen der Demonstranten und der durch die Mauerlücken drängenden Massen zu Tode gekommen“. Neben dieser Hervorhebung eines Wiederaufeinanderbezogenseins der beiden Deutschland in einem literarischen Feld, das de Bruyn mit seiner Bewunderung für Böll bestätig, stützen seine Erinnerungen auch die GenerationenThese, wonach jene nach 1949 und nach 1961 geborenen DDR-Intellektuellen zunehmend nicht integriert waren. Die Begriffsklammer DDR-Literatur sollte daher „zwischen den beiden Polen der Affirmation und der radikalen Dissidenz angesiedelt“ werden.<sup>20</sup> Hier, wo die großen literarischen Debatten in der DDR weiterreichende Wirkung zeigten und aus dem „Spannungsverhältnis zwischen Erziehungsdiktatur und künstlerischem Wollen“ der einzelnen Autoren produktive Kraft jenseits von Affirmation herauskam, die im Kern „kritisch und subversiv“ war, ergibt sich „ein weiterwirkender Kanon mit den Namen Christa Wolf und Heiner Müller an erster Stelle, danach Jurek Becker, Günter de Bruyn, Fritz Rudolf Fries, Christoph Hein, Stephan Hermlin, Stefan Heym und Volker Braun, sicher auch Peter Hacks; darüber hinaus alle ausgewanderten oder ausgewiesenen Autoren mit DDR-Themen, wie Sarah Kirsch, Günter Kunert, Monika Maron und Erich Loest“.<sup>21</sup> Die Jungen der 80er Jahre, auch die Stasi-Verstrickten unter ihnen, tragen mit der Aufarbeitung ihres Mißvergnügens mit dem Staat oder in der Prenzlauer Berg Postmoderne zu diesem lebendigen, auch mentalitätsgeschichtlich faszinierenden und oft provozierenden Spannungsverhältnis der DDR-Literatur zur Staatsicherheit bei, für mich am eindrucksvollsten im Roman Wolfgang Hilbig, im Drama Christoph Hein, in der Lyrik Durs Grünbein, im Essay Kurt Drawert.

Der Mentalitätswandel von der Befreiungseuphorie zum Alltag skeptischen Abwartens zeigt sich deutlich im Vergleich zwischen dem pathetisch expressiven Gedicht von Durs Grünbein von 1989, noch vor der Maueröffnung entstanden, mit dem sprechenden Titel: „O Heimat, zynischer Euphon“ (20. 3. 1989) und dem leisen, melancholischen Drama von Kurt Drawert von 1996 mit dem Titel *Alles ist einfach* (im Juli 1996 in Darmstadt uraufgeführt). Der Büchner-Preisträger Grünbein (geb. 1961) betonte im März 1989, als niemand den baldigen Fall der Mauer ahnen konnte, noch das Trennende beider Kulturen, aber auch die spiegelbildliche Abhängigkeit im Bild des „Doppel-Klons“, das E. Jäckels Einsicht in den „Gegen-Staat“ DDR bestätigt. Sein Gedicht *O Heimat, zynischer Euphon* ist zusätzlich angereichert mit nicht geheuer Tradition durch die Benn-Parodie im widersprüchlichen Künstler-Selbstverständnis wie im Hinweis auf die gemeinsame Erinnerung an die „Bombensplitter“ des Zweiten Weltkriegs:

Soviele Flickerbilder in den Künstlerhirnen,  
Gewalt, durch Spiegelgischerben exorziert, -  
Uns nackte Welpen, Erben hoher Stirnen,  
Hat man schon früh mit Nervenkitzen tätowiert.

Der kranken Väter Brut sind wir, der Mauern  
Sturzgeburt, Tief, tief im Deutsch ... , erträkt.  
Enkel von Städtebauern, Fleischbeschauern:  
Jedem die fremde Wirklichkeit. (Geschenkt.)

„Noch Bombensplitter?“ Gut für Stachelgaumen,  
in violetten Babyschnädeln installiert.  
Sag, welche Schwester drückte ihren Daumen  
Ins zarte Fontanell uns ungerührt?

Geröntgt, geimpft, dem deutschen Doppel-Klon,  
Gebrochenen Auges, das nach Weitblick giert,  
Böse verfallen sind wir, pränatal dressiert.  
,Deutschland? ... O Heimat, zynischer Euphon.

Kurt Drawert, im zornigen Essay-Band „Spiegeland“ deutlich Sartre verpflichtet, verbindet im neuen Drama einen Nachhall von Beckett mit der Fortschreibung von Christoph Heins *Ritter der Tafelrunde* (1989). In einem brüchigen Krankenzimmer liegen zwei über 50jährige Patienten, Harry und Pit, Harry noch mit einer Fensteraussicht, aber nur auf die Hausmauer gegenüber. Ihr Warten auf etwas wird am Ende durch Soldaten und Müllmänner auf der Bühne beantwortet, die zwischen den Slogans „Der Krieg ist überall. Es lebe die Partei“ und „Jetzt wird alles neu“ zur radikalen Entleierung der Bühne schreiten. Unter den Gespenstern der frischen Vergangenheit fällt in dieser Eiszeitatmosphäre der abgeholtzte König auf, im Gitterwagen eingesperrt, wirr und mit golddener Pappkrone im roten Bademantel. Ans Ohr hält er sich ein Tonbandgerät

mit den eigenen pathetischen Reden an das unterdrückte Volk. Dann singt er „Good Bye Johnny“ zur Melodie der Becher-Hymne und verläßt den Krankenraum vor den Soldaten und Müllmännern. Diese an Hilbigs *Kunde von den Bäumen* (1994) erinnernden Entrümpler sagen die zynischsten Parolen auf: „Jetzt wird alles neu, blühende Wirtschaft, blühende Landschaft, glückliche Hühner. Zukunft“, sagen sie, und dazwischen fallen sie zurück ins gewohnheitsmäßige „Es lebe die Partei!“. Da sehen wir also Leute, die so vieles in Windeseile über Bord geworfen haben, daß es sie fast selber von den Planken gefegt hätte, wären da nicht diese wenigen kleinen Rettungsanker des Vergangenen, die heimeligen Rollen, die sich gegen die Entwurzelung stemmen.

„Wer sind wir eigentlich? Gibt es uns noch?“<sup>22</sup> Diese Fragen weisen auf die schwierige Identitätssuche in einem nicht vordergründig politischen, aber die „inneren Verwerfungen der Zeit“ auf „beklemmende Weise“ spiegelnden Stück. Eine Phase spürbaren Unbehagens im täglichen Miteinander spiegelt sich hier, seit man die lange Dauer dieses wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenschlags ahnt, zusammen mit einer Spirale langandauernder Ungleichzeitigkeit, „vom vielen, gerade im Westen, mit deutlicher Distanz und Selbstgerechtigkeit begleitet.“<sup>23</sup>

In Peter Schneiders Berlin-Roman *Edwards Heimkehr* (1999) um die Erfahrungen eines aus Kalifornien nach Charlottenburg 1996 zurückgekehrten Genforschers mit der veränderten Stadt ist der Antiklimax vielfacher Mentalitätskontraste im Stadttag nach dem als Traum vergegenwärtigten Jubel um die Maueröffnung in eine griffige Allegorie der „vorzeitig aus dem Leben gerissenen“ DDR gefaßt:

Was er hörte, klang wie ein Nachruf auf eine geliebte [...] Person, deren Name jedermann bekannt war. Es mußte sich um eine außergewöhnliche Persönlichkeit handeln, eine schwierige, hochbegabte Frau – [...]. Anscheinend hatte die Betrauerte einen schrecklichen Fehler: Ihre Rechthaberei, ihre Unbelehrbarkeit, ihre Arroganz gegenüber dem Leben waren kaum auszuhalten gewesen. [...] Offenbar hatte sie sich nicht vorstellen können, von Geburt an von Feinden umgeben zu sein. [...] Schließlich hatten die Feinde die Überhand gewonnen und rissen nun in einem Plünderungszug ohne Beispiel alles an sich, was sie hinterlassen hatte – Seen und Häuser, die geistigen Liegenschaften, die Seele jener wunderbaren, schwierigen und geheimnisvollen Frau namens DDR.<sup>24</sup>

Zehn Jahre nach der Maueröffnung bleibt gerade auch die kulturelle Reintegration offenbar eine ebenso lohnende wie schwierige Herausforderung. Die spätestens Mitte der 90er Jahre als eigenständige ästhetische Tradition ins bundesdeutsche literarische Feld aufgegangene DDR Literatur wird ihre weiterschreibenden Autor(inn)en als Hinterbliebene eines gescheiterten Systems samt seinem Nachhall an Spannungen und Ungleichzeitzitigkeiten noch lange beschäftigen.

## Anmerkungen

- 1 Eberhard Jäckel: Das deutsche Jahrhundert. Eine historische Bilanz, Stuttgart 1996, S. 316f.
- 2 Ebd., S. 308.
- 3 Ebd., S. 308 u. 319.
- 4 Ebd., S. 322.
- 5 Wolfgang Emmerich: Kleine Literaturgeschichte der DDR. Erweiterte Neuausgabe, Leipzig 1996, S. 436.
- 6 Ebd.
- 7 Ebd., S. 438.
- 8 Emmerich, S. 506.
- 9 Iris Radisch: „Der Herbst des Quatschocento“, in: *Die Zeit*, 17.10.1997. – Nachgedruckt in: A. Köhler/R. Moritz (Hg.): *Mauihelden und Königskinder. Zur Debatte über die deutschsprachige Gegenwartsliteratur*. Leipzig: Reclam 1998, S. 180–195.
- 10 Martin Walser: „Geist und Sinnlichkeit. Gert Neumanns deutsch-deutsche Gespräch“ – Dazu auch: „Endlich! Der Wenderoman“ über Gert Neumann. *Anschlag*. Köln: Dumont Buchverlag 1999.
- 11 Therese Hörmigk, Typoskript „Christa Wolf. Die Schriftstellerin als moralische Instanz“, Symposium „Literatur in der Diktatur“, Bonn-Bad Godesberg, Wissenschaftszentrum, 3./4. Mai 1996. – Der Sammelband „Literatur in der Diktatur. Schreiben im Nationalsozialismus und DDR-Sozialismus“, Günther Rüther (Hg.), Paderborn 1997, enthält ihren Beitrag nicht mehr.
- 12 Hörmigk, Wolf, Ms. Typoskript, S. 2.
- 13 Günter de Bruyn: Vierzig Jahre. Ein Lebensbericht, Frankfurt a. M. 1996, S. 261.
- 14 Ebd., S. 137.
- 15 Ebd., S. 144.
- 16 Ebd., S. 159.
- 17 Ebd., S. 253.
- 18 Symposium „Literatur in der Diktatur“. Paul G. Klussmann: „DDR-Literatur im Horizont der deutschen Literaturgeschichte“. Ms Typoskript. Der Beitrag ist nicht im Sammelbd. gleichen Titels enthalten.
- 19 De Bruyn, S. 256.
- 20 Klussmann, Ms. S. 7.
- 21 Ebd.
- 22 E. Franke: Wolken ziehen vorüber. In: *Stuttgarter Zeitung*, 5.7.1996.
- 23 Ebd.
- 24 Peter Schneider: *Eduards Heimkehr. Roman*. Berlin: Rowohlt 1999, S. 219f. – Zur literarischen Traditionsbildung 1971 bis 1989 und den Nachwendejahren vgl.: Volker Wehdeking: *Die deutsche Einheit und die Schriftsteller. Literarische Verarbeitung der Wende seit 1989*. Stuttgart: Kohlhammer 1995.